

UNSER BUND

ALTERENZEITSCHRIFT DES BDJ. E.V.



15. JAHR

NR. 8/9

AUGUST / SEPTEMBER 1926 ERNTING / SCHEIDING

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine e. V.

Bundesleitung: Pfarrer Gotthold Donndorf, Hamburg I, Alstertor 1,
Thaliabof 4, Professor Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. W., Paulstr. 18.
Kanzlei: Wülfingerode bei Sollstedt. Postcheckkonto: Berlin 222 20.

Aufschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. R. (Baden).

Für Werk und Aufgabe: Professor Dr. Wilhelm Stählin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt
und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 80 Pfg., vierteljährlich 1.80 Mk.

Dieses Doppelheft 1.— Mk.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und
Druckerei G. m. b. H., Jena, Postcheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Dabeim / Die Grundlagen unserer Landarbeit / Die lieben Alten
Bauernspiegel / Jeremias Gottbells Frauengestalten / Jugendgemeinde,
Jugendgottesdienst und das Land / Arbeiter und Bauer / Zur Land-
arbeit des Bundes / Zusammenfassung / Aussprach: Unsere Thüringer
Älterenarbeit / Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend / Die
Ede / Werk und Aufgabe: Landarbeit / Zur Lebensgestaltung / Wir
und die andern Verbände / Buch und Bild / Anzeigen.

Aufschriften der Mitarbeiter:

Pfarrer Gustav Klaer, Zwinge (Südharz) / Pfarrer Walther Kalbe,
Sülzfeld, Post Henneberg / Jörg Erb, Haslach i. R. / Pfarrer
Ernst Schieber, Asch bei Blaubeuren / Pfarrer Max Bück, Steinen i. W.
Hans Schlemmer, Frankfurt a. O. / Professor Wilhelm Stählin,
Münster i. W., / Pfarrer Gotthold Donndorf, Hamburg.

Bei diesem Heft:

Ein Bücherzettel des Verlages Friedrich Bahn, Schwerin, auf den
wir aufmerksam machen.



U n s e r B u n d

Alterenzeitsschrift des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.

Daheim.

Ein Weg durch Korn und roten Klee
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

Es wagt das Korn im Sonnenbrand
Darüber die Glocken schallen –
Sei mir begrüßt mein deutsches Land,
Du schönstes Land vor allen!

v. Schönauk-Carolath.

Die Grundlagen unserer Landarbeit.

Von Gustav Klaes-Zwinge.

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, Herr,
daß ich einen Hunger in das Land schicken werde,
nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser,
sondern nach dem Wort des Herrn zu hören.

Amos 8, 11.

In den nachfolgenden Ausführungen handelt es sich nicht um eine Zusammenstellung von mehr oder weniger nützlichen Ratschlägen und Rezepten, sondern um den Versuch einer Verständigung. Es wird auf pädagogischem Gebiet heute so unendlich viel herumprobiert und herumexperimentiert, daß es sich erübrigt, noch ein neues Experiment hinzuzufügen. Wir wollen nicht mit einer vor-gefaßten Theorie von irgendeinem außerhalb unserer Aufgabe liegenden Gesichtspunkte aus an unsere Aufgabe gehen, sondern wir wollen uns klar werden über die Wirklichkeit, der wir gegenüberstehen, und über die Aufgabe, die uns diese Wirklichkeit stellt. Und wenn wir uns darüber einig sind, dann wollen wir ein jeder seinen Weg für sich selbst gehen in der großen gemeinsamen Richtung, in die uns unsere Aufgabe weist.

Was meinen wir denn, wenn wir von „unserer Landarbeit“ sprechen? Wir stehen als Angehörige des BDJ. in der Jugendarbeit. Der BDJ. hat wie all die anderen Jugendbünde bereits einen langen Weg hinter sich, im Verlauf dessen sich seine Tätigkeit mannigfach gewandelt hat. Ich kann das hier im einzelnen nicht ausführen. Ausgehend von der Hamburger Großstadtjugend hat er sich über unser ganzes Vaterland ausgebreitet und umschließt heute neben der Stadtjugend auch einen nicht geringen Hundertsatz von dörflichen und ländlichen Jugendgruppen. Diese ländlichen Jugendgruppen, die ja in ihrer Art viel älter sind als der BDJ. und die früher ihren eigenen Weg gegangen sind, haben nun immer wieder versucht, den gleichen Weg zu gehen wie die

städtischen Gruppen, und haben wieder und immer wieder die Erfahrung machen müssen, daß sie beide ein ganz verschiedenes Marschtempo, ja ich möchte fast sagen eine verschiedene Gangart haben. Sie sind trotz allem guten Willen niemals zusammengekommen, und alle Bundesbegeisterung half den Tiefblickenden nicht über die Erfahrung hinweg, daß die innere einheitliche Linie im Bunde nur ein frommer, vielleicht unerfüllbarer, jedenfalls unerfüllter Wunsch geblieben ist: eine Erfahrung, die übrigens auch andere Kreise nachdenklich gestimmt hat. Denn es handelt sich hier um eine Erscheinung, deren Ursachen ganz allgemeiner Natur sind und mit dem Bunde als solchem nichts zu tun haben. Darum ist es aber auch für den Bunde wichtig, daß wir der hier auftauchenden Frage ernstlich nachgehen; denn die Gefahren, denen heute die Landjugend gegenübersteht, sind keineswegs geringer als die, denen die Stadtjugend Herr zu werden sucht. Und darum dürfen wir sie in diesem Kampfe nicht einfach sich selbst überlassen.

Auch das Land geht heute in seiner Art den furchtbaren Schicksalsweg unseres ganzen Volkes, von dem keiner voraussagen vermag, wohin er führt und wo er enden wird. Aber gerade weil es ein Schicksalsweg ist, darum stehen viele ernste Menschen auf dem Standpunkt, daß man dieses Schicksal sich eben vollziehen lassen muß, und daß alle menschliche Arbeit, alles menschliche Sinnen und Wollen und Machen hier umsonst ist. Jedes Volk erfüllt seine Bestimmung lediglich kraft der lebendigen Anlagen, die ihm Gott gegeben hat. Diese Anlagen entwickeln sich aber unbewußt, instinktiv, wachstümlich. Wir können ihnen nichts hinzufügen, noch etwas von ihnen fortnehmen. Und es ist eine große Frage, ob wir mit unserem Sinnen und Sorgen und unserer geistigen Geschäftigkeit, mit der wir alles nach unseren Wünschen leiten und führen zu können glauben, nicht viel mehr Schaden anrichten als wir ahnen. Denn alles Leben, das gewaltsam an die Oberfläche des Bewußtseins gezerrt, also rationalisiert wird, verliert seine innere Kraft.

Das Alte Testament überliefert uns eine Geschichte, die einen feinen Sinn für diese Dinge verrät. Das Volk Israel, das sich als Volk Gottes ansah, hielt es für eine schwere Sünde, Gottes Wege mit seinem Volk gleichsam nachzuprüfen. Darum strafe Gott eine Volkszählung, die der König David trotz der Warnung seines Feldhauptmanns (2. Samuelis, 24) veranstaltete, mit einer schweren Pest, so daß 70 000 Mann starben. Ricarda Huch schreibt in ihrem Buch „Vom Sinn der Heiligen Schrift“ dazu: „Eben dies Sichselbst-beobachten und Sichselbst-regieren ist es, was Gott nicht haben will. Er will es nicht haben heißt soviel als: er hat nichts damit zu tun, die unbewußte Kraft zieht sich vor dem bewußten Verstande zurück. Das Sichselbst-beobachten ist dem Volke gerade so verderblich wie dem einzelnen. Es macht unfruchtbar.“

Und so könnte man auch hier fragen: Ist dies Beobachten und Herumkurieren wollen an unserem Volk nicht selbst ein Krankheits-symptom und ein Zeichen seiner ganzen Heillosigkeit, mit dem wir ihm nicht helfen können? Nun, die Antwort auf diese Frage ist letzten Endes Glaubens- und Gewissenssache. Ueber den Ertrag und die Wirkung unserer Arbeit können wir natürlich nicht im voraus entscheiden. Das wird überhaupt in eines Andern Hand liegen, und wir wollen uns doch auch nicht einbilden, daß wir nur zu kommen brauchen, damit all das Verfehlte wieder gut würde. Wir wollen im Gegenteil unsere Aufgabe mit großer Demut angreifen und mit heiliger Ehrfurcht vor den Dingen, denen wir uns gegenübergestellt sehen. Wir wollen es aber auch mit

gutem Gewissen und Vertrauen tun, gerade weil wir nicht glauben, unser Volk irgendeinen beliebigen Weg führen zu können, sondern weil wir ihm helfen wollen, sein ihm bestimmtes Schicksal wirklich zu erfüllen. Denn das allein kann Gottes Wille sein, daß wir das vollenden, wofür er uns in dieser Welt bestimmt und wozu er uns die Kräfte gegeben hat.

Wir wollen uns ferner darüber klar sein, daß wir ganz auf Hoffnung säen müssen, da wir kaum die Früchte unserer Arbeit sehen werden. Denn wir selbst gehören dem unheilvollen Geschlechte an, das seinen unheilbaren Instinkt, sein Daimonion, wie es Sokrates nannte, verloren hat. Und auch die, an denen wir arbeiten, werden, selbst wenn sie den Weg zum neuen Menschentum gefunden haben sollten, noch nicht aus tiefster, innerster Unmittelbarkeit heraus leben können. Vielleicht das Geschlecht, das nach ihnen kommt, dessen Jugend von ihren treuen Händen behütet wurde, das könnte erste Frucht bringen. Vielleicht! — Wir müssen uns auf weite Sicht einstellen. Denn was ist ein Menschenalter für die Geschichte eines Volkes, was bedeutet ein ausgefallenes Jahrhundert für den Jahrtausendrhythmus des Weltgeschehens! Was ein Volk in hundert Jahren verloren hat, das kann es nicht in zehn Jahren wiedergewinnen. Wir müssen da Geduld haben.

Wenn wir nun bei unserer Aufgabe im besonderen an unsere Landjugend denken, so würden wir schwerlich zu einem Ergebnis kommen, wenn wir diese Jugend aus ihrer Umgebung herausgreifen und rein für sich nehmen würden. Bei der Stadtjugend ist das bis zu einem gewissen Grade möglich. Die Seele der Landjugend wird uns überhaupt nur in ihrer tiefen Verbundenheit mit der Welt des Landes zugänglich. Landjugend ist ein Stück Landmenschentum und nur aus der Struktur des Landmenschen heraus psychologisch begreifbar. Die Struktur des Landmenschen aber erhält ihren letzten Sinn wiederum aus ihrem Zusammenhang mit der Struktur des Gesamtvolks. Es wird für uns also hauptsächlich darauf ankommen, ein deutliches Bild vom Wesen und der Art, von der inneren Struktur des Landmenschen zu gewinnen.

Der Eindruck, als ob in vorliegender Darstellung Stadt- und Landmenschentum mit ungleichem Maße gemessen würde, kann nur dann entstehen, wenn man übersieht, daß der Stadtmensch hier lediglich als *Solie* *) zur schärferen Charakterisierung des andersgearteten Landmenschentypus dient. Wir sind uns bewußt, daß unsere *Landarbeit* sich von einem höheren Gesichtspunkte aus zu orientieren hat. Denn beide Menschentypen sind notwendige Glieder im Gesamtorganismus unseres Volkes. Aber *hier* geht's uns eben um den Landmenschen.

Was ist Struktur? — Vielleicht kann ich es am besten an einem Beispiel zeigen. Stellen wir uns vor, wir stecken gleichzeitig unter denselben Bedingungen drei Eichen, drei Tannensamen und drei Bohnen in die Erde. Sie fingen alle drei an zu keimen unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme und fingen an zu wachsen nach den chemischen und physikalischen Gesetzen des Stoffwechsels. Sie wachsen alle unter den gleichen klimatischen Bedingungen, und doch sehen wir aus den Eichen und Tannensamen Bäume, aus den Bohnen Ranken hervorwachsen. Und die Bäume aus den Eichen haben einen ganz anderen Stamm und ganz andere Äste und Blätter und Früchte als die Bäume aus den Tannensamen, und doch sind die drei Gewächse jeder Gruppe untereinander wieder sehr ähnlich. Wir sehen daraus, daß diese Organismen sich nicht nur nach allgemeinen chemischen und physikalischen Gesetzen entwickeln, sondern

*) Vergleichsgegenstand, Maßstab, Hintergrund.

nach einer besonderen eigentümlichen Gesetzmäßigkeit ihres lebendigen Wachstums, die schon im Keim oder Samen latent *) vorhanden ist. Diese Eigengesetzlichkeit nennt man Struktur. Die Struktur ist also das Gesetz der eigentümlichen individuellen Entwicklung, also ein individuelles Formgesetz.

Dieses Gesetz gilt nun auch beim Menschen. Abgesehen von der Differenzierung der Geschlechter ist der Organismus und der äußere Lebensprozeß bei allen Menschen derselbe. Und doch sehen wir, wie innerhalb der Menschheit sich bestimmte Rassen und Völker vermöge ihrer besonderen Struktur gegeneinander abgrenzen. Die gleiche Differenzierung wiederholt sich dann auch innerhalb eines jeden Volkes selbst, wie sich z. B. die Oberbayern scharf von den Niedersachsen und beide wieder von Thüringern und Hessen unterscheiden. Jedes Volk als Gesamtorganismus gliedert sich ferner nach biologischen bzw. soziologischen Besonderheiten in verschiedene Schichten, die alle in einem bestimmten lebendigen Sinnzusammenhang stehen. Ein Volk ist also nicht wie ein Sandhaufen, in dem jedes Körnchen einen ganz zufälligen Platz hat, sondern es ist ein lebendiger Organismus, der sich nach ganz bestimmten Lebensgesetzen gliedert, aufbaut und entwickelt.

Und in diesem Organismus hat auch der Landmann seinen ganz bestimmten Platz und seine überaus wichtige Bedeutung. Jedes lebendige Wesen — und auch ein Volk ist solch ein einheitliches lebendiges Wesen — macht im Verlauf seines Lebens die drei Stadien der Jugend, der Blüte und des Alters durch. Daneben beobachten wir aber besonders bei starkwüchsigen Organismen eine außerordentliche Verjüngungsfähigkeit, die bis in das Altersstadium hineinreicht. Schneidet man im Herbst einen Rosenstock bis auf den Boden ab, so treibt er im Frühjahr vielleicht drei bis vier neue Keiser an Stelle der alten hervor, auch wenn man alle Augen mit weggeschnitten hat. Er besißt außer den sichtbaren Augen unter der Rinde noch unzählige sogenannte schlafende Augen, die lebendig werden und hervorbrechen, wenn das Leben der Wurzel bedroht ist, weil keine anderen Triebe vorhanden sind.

Was nun die schlafenden Augen für den Rosenstock sind, das bedeutet der Landmann für unser ganzes Volk. Wir werden das noch im einzelnen deutlicher erkennen. Das deutsche Volk war in seiner Jugend im Gegensatz zum Beispiel zu den Römern ein reines Landvolk, das sich von Ackerbau und Jagd nährte. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte es sich jedoch über die mittelalterliche städtisch-ländliche Form zum modernen Industrievolk mit seinen Großstädten. Das einzige Glied am Volkskörper, das sich nicht oder nur wenig mitentwickelt hat, ist das Bauerntum, der Landmann, der noch vor kurzem auf einer ähnlichen Kulturstufe stand wie vor tausend Jahren. Ich sage das nicht etwa mit einem Ausdruck der Geringschätzung. Denn unser Volk konnte eine solche Entwicklung in die „Höhe“ nur durchmachen, weil es dauernd das Bauerntum als unerschöpfliche Reserve hinter sich hatte, weil es immer wieder auf die schlafenden Augen, die ewig junge Schicht des Landvolkes, zurückgreifen konnte bei seinem Kräfteersatz. Schon daraus wird deutlich, was für ein geradezu lebensnotwendiger Faktor das Landvolk für den Gesamtorganismus des Volkes ist. Es ist gar nicht auszudenken, was aus unserem Volke geworden wäre, wenn sich diese Schicht des Landmannen nicht in ihrem Puppenzustande erhalten hätte. Nicht nur der rein physische Kräfteersatz, sondern auch alle geistig kulturelle Individuationsmöglichkeit beruht ja lediglich auf diesem zu-

*) verborgen, schlummernd, ungeweckt, gebunden.

rückgebliebenen, unentwickelten, urwüchsigen, träumenden Menschentum, das so viel verkannt und verachtet worden ist. Denn durchschnittlich ist eine Familie, die in der dritten bis vierten Generation in der Großstadt lebt, physisch und geistig verbraucht. Wie wollte unser Volk als Kulturvolk weiterexistieren, wenn es nicht dauernd die Verjüngungsmöglichkeit von unten her hätte. Nein, der Landmensch ist nicht ein bloß intellektuell vergrößerter oder tieferstehender Typ des durchschnittlichen Normaldeutschen, sondern er ist ein ganz anderer Typ als z. B. der Stadtmensch. Er ist ein anders strukturiertes, aber ebenso unentbehrliches Glied am Körper des Volksganzen wie der Stadtmensch, aber eben darum auch nicht qualitativ mit ihm vergleichbar.

Die ausgeprägteste Form des Landmenschen finden wir in unserem Bauern- tum, und zwar bei den mittleren und Kleinbauern. Es gehören dazu aber auch Land- und Waldarbeiter, Handwerker, Maurer, Bergleute usw., soweit sie auf eigenem Grund und Boden und unter den gleichen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen leben wie der Bauer. Diese besondere wirtschaftliche Lage ist zwar nicht das allein Entscheidende, aber doch die unerläßliche Voraussetzung für die eigentümliche Strukturbildung des Landmenschen. Ohne die Seßhaftigkeit, ohne die Gebundenheit an ein ganz bestimmtes Stückchen Erde würde es überhaupt keine Landmenschen geben. Letztlich hat er von dieser Eigentümlichkeit erst seinen Namen. Es ist der Mensch, der nicht nur irgendwo auf dem Lande wohnt, sondern der Land besitzt im ganz bildlichen Sinne des Wortes.

Diese Seßhaftigkeit im Unterschied von der Freizügigkeit des Stadtmenschen bedingt die ganze Lebenshaltung des Landmenschen und in nicht geringem Grade auch seine seelische Eigenart. Wenn man ein Samenkorn auf den Asphalt der Großstadt wirft, so wird es vom Winde verweht und ein Regenguß spült es durch die Kanalisation in die Abwässer der Stadt. Verliert man auf dem Lande ein Samenkorn, da dauert es nicht lange, so wird es lebendig, beginnt Wurzeln in die Erde zu treiben und seinen Keim zu entwickeln. So geht es auch dem Landmenschen. Er wurzelt in der Erde, er schöpft unmittelbar aus ihr seine Kraft. Darum ist sein Blick an die Erde gebettet, und sein ganzes Denken ist mit ihr beschäftigt. Infolgedessen steht er der Natur, deren Mutter die Erde ist, viel näher als der Stadtmensch. Er steht wie der Riese Antäus mit beiden Beinen auf der Erde, in der Erde, und kann sich nicht von ihr lösen ohne seine Eigenart, d. h. seine Kraft einzubüßen. Die Natur ist das Haus, das sein ganzes Leben beherbergt.

Mir wird vielleicht schon jetzt eingewendet, daß der Bauer überhaupt kein Verhältnis zur Natur, keinen Sinn für sie habe. Wenn man mit ihm übers Feld geht und ihn auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam macht, dann sieht er einen ziemlich sonderbar und verständnislos an. Das ist richtig. Der Landmensch erlebt die Natur ganz anders als der Stadtmensch. Sie hat für ihn tatsächlich einen ganz anderen Sinn. Der Stadtmensch hat zur Natur eine rein ästhetisch-romantische Einstellung. Seinem Verhältnis fehlt die dingliche Unmittelbarkeit, die sich nur aus einer dauernden Berührung mit der Natur ergibt. Für ihn ist die Natur das ganz andere im Vergleich zu seiner täglichen Umgebung, denn die Parks und Rasenplätze und Wasseranlagen der Stadt sind keine Natur, sondern eben Anlagen. Selbst die Seen und Wälder an der Peripherie der Stadt haben ihren gefunden, naturhaften Charakter verloren. Für den Stadtmenschen ist die Natur entweder Sauerstofflaboratorium,

also Erholungstätte, oder aber ästhetisches Objekt, an dem er sich vorübergehend erfreut und von dem er Zufallseindrücke mit nach Hause nimmt. Er glaubt, die Natur allein richtig sehen und würdigen zu können und merkt gar nicht, daß er mit der „Natur“ doch nur sehr homöopathisch in Berührung kommt. Darum macht er aber auch meist keinen Unterschied zwischen freier, lebendiger Natur und bloßem Naturersatz. Sein Naturerleben ist genau so romantisch befangen wie sein Erleben vor seinem mit Gasflammen illuminierten Kamin, der nach seiner Meinung so unendlich viel sauberer ist als die alten mit Holzkloben gesauerten Dreckschöte von früher.

Schließlich ist es ja auch kein Wunder, wenn der Stadtmensch zu einer solchen Einstellung kommt. Denken wir nur einmal an die Nahrungsmittel. Sie haben für den Stadtmenschen vollständig ihren Naturcharakter verloren. Daß sie auch wachsen müssen, das weiß er nicht mehr. Wie soll auch z. B. ein Großstadtkind, dem noch nie eine Kuh oder Ziege vor Augen gekommen ist, darauf kommen, daß es die Milch eben diesen Tieren und nicht dem Milchwagen verdankt. Braucht man Salat oder Zwiebeln oder Kartoffeln, so geht man in den Gemüseladen, wo diese Dinge ebenso massenweise wie sinnlos neben Bananen, Apfelsinen und Ananas liegen. Wo und wie das alles gewachsen ist, darüber macht sich der Stadtmensch keine Vorstellungen. Es sind eben Waren, die da sind und die man kaufen kann, wie man alles andere auch kauft, was man braucht.

Welch ein anderes Verhältnis hat der Landmensch zu diesen Dingen. Er weiß zunächst einmal, daß sie nicht von selbst da sind, auch nicht in beliebiger Menge. Er weiß aber, daß er sie auf seinem Stückchen Erde erzeugen kann, wenn er mit seinen Händen das Land zubereitet und bestellt. Und dann sieht er, wie die Früchte wachsen und was alles dazu gehört, damit sie wachsen: Sonne, Regen, Wind. Er sieht auch, wie sie manchmal nicht wachsen und wie ihm ein Stück Vieh im Stalle krank wird und verendet, wie aber alles bei sorgfältiger Pflege gedeiht und bei Nachlässigkeit verkommt. Kurzum — die Nahrungsmittel sind ihm nicht eine Ware, sondern lebendige Natur, die Gott mit Hilfe seiner Arbeit im Schweige seines Angesichts wachsen läßt. Und diese Natur hat auch ein ganz bestimmtes Gepräge für ihn, insofern neben seinen Kartoffeln keine Mandeln und Bananen wachsen, sondern Erbsen und Bohnen und Äpfel. Und das ist überhaupt der ganze tiefe und ernste Sinn der Natur für ihn, daß sie ihm gibt, was er zu seines Leibes Nahrung und Notdurft gebraucht. Die Natur ist ihm nicht Erholung und Genuß, sondern der Inhalt seiner Lebensarbeit und die überaus ernste Angelegenheit seiner Lebenserhaltung. Dieses Sorgen und Arbeiten und Empfangen bildet sein Verhältnis zur Natur. Gefühlvolles Gaffen und Schwägen der Natur gegenüber gibt es für ihn nicht. Dazu steht er ihr sachlich zu nahe. Der Landmensch ist mit seiner ganzen Lebenshaltung viel intensiver auf die Natur eingestellt, weil er unmittelbar von dem Ertrag des Bodens lebt. So teilt sich der lebendige Rhythmus der Natur seinem Leben mit. Der Stadtmensch verspürt diesen Unterschied kaum. Für ihn ist es ein viel größeres Ereignis, wenn frische Äpfel seinen kommen, als wenn es neues Korn und neues Mehl gibt. Die Fleischversorgung hat ihre ganz bestimmten Höhen- und Tiefpunkte. Die Bauersfrau spürt es deutlich, wann Eierbbe und Eierflut ist. Der Stadtmensch weiß das von nichts, denn Eier gibt es für ihn immer. Er verspürt bloß die wechselnde Spannung des Geldbeutels an den verschiedenen Preisen der Waren, die auf den Markt kommen.

Wie ungleich stärker ist ferner der Einfluß der Jahreszeiten auf das Leben des Landmenschen. In der ewig dumpfen Kellerluft der Untergrundbahn gibt es keinen Winter und keinen Frühling. Der Schnee ist jedes Jahr nur die große Sorge und Last der Stadtverwaltungen, und der Sommer steigert die Temperatur in der Steinwüste der Städte oft bis zur Unertäglichkeit. Der Bauer dagegen weiß, welch überaus wichtige Bedeutung der Schnee für die Saat hat. Und das Frühjahr ist ihm nicht nur ein schöner Gedanke, eine frohe Empfindung, sondern der Anfang ganz bestimmter wichtiger Arbeiten in Haus und Hof und Feld. Die Jahreszeiten wandeln fortwährend das innere und äußere Aussehen der Räume von Haus und Hof und Stall. Auch hier macht sich ein immer wiederkehrender Wechsel fühlbar. Es ist nicht so wie beim Fabrikarbeiter, der täglich seine 8 oder 9 Stunden abarbeitet und dann fertig ist. Die Landarbeit erfordert eine ungeheure Spannkraft, weil sie eigentlich nie fertig ist. Der Bauer muß je nach den Witterungsverhältnissen in der Erntezeit auch tagelang 14—18 Stunden arbeiten können, denn die Ernte ist ja nicht nur ein Verdienst, sondern sie ist das teure tägliche Brot, das nicht ungestraft verdirbt. Hier wird die Arbeit für ihn zur sittlich-religiösen Pflicht, die sein ganzes Dasein beherrscht. Sie ist nicht nur Ausdruck seines Willens und seiner Freude, sie steht geradezu über ihm. Der Landmensch fühlt sich in solcher Lage den notwendigen Anforderungen der Feldarbeit einfach untergeordnet. Stirbt in den Tagen höchster Arbeitssteigerung irgendein Familienglied, dann kann man oft als bitterste Klage die hören, daß er nun gerade mitten „zwischenraus“ gestorben ist, nämlich zwischen der Arbeit heraus. —

Diese tiefe Naturgebundenheit des Landmenschen, die, wie wir sahen, fast rein sachlicher Natur ist, bedingt nun auch eine gewisse Stachternervigkeit und Härte des Gefühls. Das ist an sich nur ein Zeichen von Gesundheit und Widerstandskraft, wird aber dem Landmenschen häufig als Beweis seiner seelischen Inferiorität *) vorgeworfen. Wir brauchen nur an die oft furchtbare Behandlung der Altenteiler durch die Kinder zu denken. Das Sprichwort: „Ziehe dich nicht aus, ehe du dich schlafen legst“, spricht Bände. Aber es zeigt doch auch gleichzeitig, daß die Alten, die übrigens in solchen Fällen es meist mit ihren Eltern nicht anders gemacht haben, sich auch zu helfen wissen. Zweifellos liegt gerade in der Ablösung der Generationen beim Bauernstande oft eine schwere Tragik, die überhaupt nur starke Nerven aushalten können. Und ich glaube, man darf solche Verhältnisse überhaupt nicht mit der Zimperlichkeit und nervösen Empfindsamkeit eines geistig entwickelten Menschen beurteilen. Dem harten Hammer entspricht da meist auch ein ebenso harter Amboss.

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstbeherrschung, ja Gefühllosigkeit der Landmensch bisweilen physischen Schmerz verbergen kann. Dem widerspricht nicht, daß er auf der anderen Seite psychischen Schmerz nur dann für voll nimmt, wenn derselbe sich gehörig laut äußert. Wer hinter einem Sarge nicht ausgiebig heult und jammert, dem glaubt man nicht, daß er den Toten lieb gehabt hat. Dagegen wird von einer „nassen Leiche“ das ganze Gefolge auf die tiefste ergriffen.

Ich wurde kürzlich von einem Zugezogenen meiner Gemeinde gebeten, ich möchte doch die Beerdigung seines Vaters so einrichten, daß das Zuschütten des Grabes erst nach dem Weggang der Angehörigen erfolge. Das wäre ja noch schlimmer als der Tod. In der Tat, das dumpfe Herabrollern der Erdschollen

*) unbedeutend, Minderwertigkeit.

auf den Sarg und das langsame Emporwachsen des Erdbügels aus dem Grabe ist eine schaudervolle Nervenprobe. Und doch finde ich die herrschende Sitte, daß alles dabeibleibt, bis der Hügel gerichtet ist, durchaus in der Ordnung. „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.“ Und darum soll es auch unserem Volke da, wo es natürlich ist, erhalten bleiben. Ich kann es nur als einen femininen Zug bezeichnen, wenn der zivilisierte, zartbesaitete Stadtmensch das Schreckliche und Schaudervolle des Todes zu umgehen sucht. Das ist nicht Verfeinerung des Empfindens, sondern Feigheit vor den herben Wirklichkeiten unseres Daseins. Solche Feigheit aber steht einem Landmenschen nicht an.

Eine ähnliche sentimentale Sinnverderbung liegt in der städtischen Sitte, dem Toten ins offene Grab nicht Erde, sondern Blumen nachzuwerfen. Der Stadtmensch mag vielleicht das Gefühl für den ganzen tiefen Sinn des Wortes Erde verloren haben, daß ihm das Erdennachwerfen nur eine Beschmutzung der Hand bedeutet. Für den Landmenschen ist es jedenfalls ein heiliges Symbol, wenn am Grabe der alte Fluch aus der Genesis ertönt: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden“, und wenn einem jeden dieses Wort durch die Handlung selbst eindringlichst lebendig wird. Daneben verbindet der Landmensch mit der Erde des Friedhofs nicht so sehr den Begriff „Dreck“, als vielmehr die Gefühlswerte, die sich mit dem Gedanken des Ausruhens in der Heimaterde berühren. Ich erinnere an das „Land der Väter“, das bei dem Sterben der alten Israeliten im Alten Testament eine so große Rolle spielte.

Die große Naturnähe des Landmenschen ist natürlich auch immer von entscheidendem Einfluß auf sein Denken gewesen. Die landläufige Vorstellung ist die, daß der Bauer dumm sei, oder wenn man auch eine gewisse Gerissenheit zugeben muß, so sei er doch ungebildet und ziemlich engstirnig und schwerfällig. Gewiß, vom Standpunkt des intellektuell beweglicheren Stadtmenschen aus muß sich dies Bild so darstellen. Von einer höheren Warte aus kommen wir aber auch hier zu einem anderen Ergebnis. Zunächst, was das rein gegenständliche Wissen anlangt, so beschränkt es sich allerdings im wesentlichen auf den täglichen Lebenskreis des Bauern. Aber innerhalb dieser Grenzen weiß er meistens auch sehr gut und eingehend Bescheid. Was soll er schließlich auch mit allerhand Wissen, das er nicht praktisch verwerten kann? Kein theoretische Bildungsinteressen hat der Bauer nicht, da sein ganzes Leben von seiner Arbeit absorbiert wird. Ihr gilt in der Hauptsache auch sein Denken, und dazu können ihm Dinge, die außerhalb seines Lebenskreises liegen, nichts nützen. Sie wären für ihn nur Ballast. Für Herz und Gemüt liefert ihm seine lebendige Verbundenheit mit Familie und Gemeinde genug. Darum liest er auch keine Bücher, weder zur Bildung, noch zur Unterhaltung, allenfalls den Kalender.

Vergleichen wir nun aber das Bildungsniveau des Stadtmenschen damit, so ergibt sich hier *mutatis mutandis* *) das gleiche Bild. Auch sein Wissen zeigt meist ausgesprochene Milieufärbung und -begrenzung. Und versetzt man sich einen Menschen einmal in ländliche Verhältnisse, so zeigt er sich meist ebenso borniert und ländlicher Bildung bar, wie in umgekehrten Verhältnissen der Landmensch. Auch die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Denkens entspricht durchaus der Ruhe und Gemessenheit des Naturrhythmus und der Schwere seiner Arbeit, wie die intellektuelle Leichtfüßigkeit und Wendbarkeit dem nervösen, hastigen Rhythmus des Großstadtlebens entspricht.

*) mit angemessenen Änderungen.

Auch die formale Seite des bäuerlichen Denkens erklärt sich aus seiner Naturgebundenheit. Bei dem natürlichen Mangel an theoretischen Interessen liegt dem Bauer auch alles abstrakte Denken fern. Er denkt gegenständlich, konkret, in Bildern, und darum auch nicht logisch, sondern sprunghaft. Das spiegelt sich ganz deutlich in seiner Sprache. Er redet nicht in schwierigen verschachtelten Satzkonstruktionen, sondern er reiht ganz kurze Sätze mit „und“ aneinander, die alle sinnlichen, bildhaften Vorstellungen entsprungen sind. „Ich bin in d' Stadt nei ganga, und dann hab' ich mir a War kauft, und nacher hab ich im Wirtshaus geffen, und nacher bin ich wieder heimg'fahre.“ Auch Abstrakta auf „heit, -keit, -ung“ braucht er selten und umschreibt sie durch Tätigkeitsworte, wodurch die Sprache sofort lebendig und bildhaft wird. Und das ist nicht etwa ein Mangel, sondern ein Vorzug der bäuerlichen Sprache, geradezu ein künstlerischer Zug. W. Stapel sagte einmal, daß er den Stil seiner Mitarbeiter danach beurteile, in welchem Maße sie an Stelle lebloser Hauptwörter bildhafte und anschauliche Zeitwortformen und -verbindungen in ihren Arbeiten verwenden.

Der Landmann denkt nicht logisch kausal, sondern mehr bildlich intuitiv wie Kinder und primitive Völker. Ein Mädchen antwortete, als es gefragt wurde, ob es etwas verstanden habe: „Ja, ich verstehe es schon, wenn du mir's bloß nicht erklärst.“ Einbildungskraft und Gemüt sind beim Bauern eben stärker als Verstand und Intellekt. Von hier aus ist auch das Wort der Schrift zu verstehen, daß Gott es den Seinen im Schlafe gibt. Damit ist nicht gemeint „über Nacht“, sondern „unmittelbar“, durchs Herz, durchs Gemüt. Auch die Menschen der schlafenden Schicht zählt er zu den Seinen und weiß sich ihnen fühlbar zu machen, wenn auch weniger durch den Intellekt als durch das Bild, das Sinnbild.

Auch solche ganz unsinnlichen Begriffe, wie die Maße und Raum- und Zeitbestimmungen, macht sich der Bauer durch Bilder anschaulich. Er rechnet mit Finger, Hand und Elle, nicht mit cm und m. Eine Fläche von 2500 Ar kann er sich nicht vorstellen, wohl aber einen Morgen, d. h. ein Stück Land, das er an einem Morgen adern kann. Das Korn soll Anfang Mai nicht 25 cm hoch sein, sondern so hoch, daß sich eine Krähe drin verstecken kann. Die Tageszeiten merkt er sich nach dem Zahnschrei, Sonnenaufgang, Gebetsläuten, Uhlenflucht oder zwischen Dunkel und Siebsteht mi nôt. Jahreszeiten werden bestimmt nach der Natur oder der Feldarbeit, also z. B. nach dem Kartoffellegen und dieses wieder nach der Wispernblüte usw. Ich kann das alles nur eben andeuten und muß da auf die hübsche Zusammenstellung von Weigert „Des Volkes Denken und Reden“ verweisen, vor allem aber auf die eigene Beobachtung. Aber schon an diesen wenigen Beispielen wird deutlich, wie ungeheuer plastisch und einprägsam die Landsprache und das ländliche Denken ist gegenüber dem intellektuellen Denken des „Gebildeten“. Auch des Landvolkes Sprache ist der ewige Jungborn der Volkssprache. Kein Wunder, daß Männer wie Herder, Goethe, Grimm aus ihr geschöpft haben.

Ein weiteres Merkmal für die Urwüchsigkeit des ländlichen Denkens und Redens ist der Gebrauch der Mundart. Die Mundart wird von den sprachgewaltigen „Gebildeten“ gewöhnlich als eine Stiefschwester der deutschen Sprache angesehen, und zwar als eine ziemlich mißgeborene, die dem gereinigten Hochdeutsch völlig unebenbürtig ist. Abgesehen davon, daß in Wirklichkeit nur ganz wenige Menschen ein ganz reines farbloses Hochdeutsch sprechen, liegt die Sache gerade umgekehrt. All die Mundarten in den deutschen Ländern hin

und her bilden den lebendigen Untergrund der deutschen Sprache. Sie sind die eigentliche Muttersprache, in der die tiefen Geheimnisse unseres Volkstums schlummern. Ein reines Hochdeutsch, oder Gemeindeutsch richtiger ausgedrückt, gibt es ja erst, seitdem wir eine Buchkultur, eine deutsche Bibel haben, seit Luther. Dieses Gemeindeutsch, dieses Buchdeutsch also ist die etwas hagere, von des Gedankens Blässe angetrunkelte Schwester der Mundart. Wenn aber der hochdeutsch Gebildete seine Jungensfertigkeit mit der des Bauern vergleichen will, dann soll er ihn nicht das Gemeindeutsch reden lassen, was für ihn ja eine Fremdsprache ist, sondern seine Mundart, die er von der Mutter hat, seine Muttersprache — und er wird staunen, wie er die zu meistern weiß, mitunter so gewaltig, daß dem Stadtmenschen Hören und Sehen vergeht, weil er nichts von alledem versteht. Die Mundart erst öffnet uns überhaupt eine tiefe, köstliche Seite der ländlichen Seele: den Humor und den Mutterwitz. Wenn der Bauer hochdeutsch redet, ist er immer steif oder feierlich, als hätte er einen schlechtführenden oder seinen Sonntagsrock an. Sein innerstes Gemüt schwingt erst mit, wenn er seine Muttersprache spricht. Ich empfehle jedem, sich einmal in Wiffers plattdeutsche Märchen zu vertiefen oder auch in Alpers' niederdeutsche Volkslieder.

Sehr bezeichnend ist es doch auch, daß z. B. die Mönche in der Frühzeit vielfach außerordentliche Schwierigkeiten, sprachliche Schwierigkeiten mit dem Predigen hatten, weil die ganz auf sinnlichem Erleben aufgebaute Mundart des Volkes einfach keine Worte für ihre begrifflichen abstrakten Gedankenreihen hatte. Daß das Volk, vielleicht gerade weil es nicht begrifflich denken gelernt hat, eine um so tiefere Gemütsbildung bekommen hat, davon zeugen die deutschen Volkslieder und Volksmärchen jedem, der noch nicht so blasiert ist, daß er darüber hinausgewachsen zu sein glaubt.

Noch auf eins möchte ich hinweisen, was vielleicht mit der Entstehung der Märchen zusammenhängt und auch seine letzte Ursache in der Naturnähe und dem bildlichen Denken des Landmenschen hat: die mythische Phantasie. Wenn bei einem Menschen wie beim Kinde die Einbildungskraft stärker ist als der Verstand oder Intellekt, so äußert sich das in einem gewissen Mangel an Urteilstkraft gegenüber der Wirklichkeit. Die Erfahrungen der realen Wirklichkeit und der bloßen Einbildung gehen ineinander über, ja die Vorstellungen der Phantasie wirken oft stärker und lebendiger, weil unmittelbarer auf das Gemüt, als die realen Eindrücke der Umwelt und beeinflussen daher auch den Willen oft viel stärker. Das kann man besonders beim Kinde gut beobachten: Wenn es gewaschen werden soll, sträubt es sich manchmal; sagt aber die Mutter, der Schwamm soll den Schmutz „ablecken“, dann hält's den Arm hin. Dem farblosen Wort „waschen“ gegenüber überwiegt die unangenehme Empfindung. Bei dem Wort „lecken“ dagegen zaubert die Phantasie plötzlich etwas Lebendiges vor das innere Auge, das sich nun gar noch durch eine sinnliche Berührung mit dem eigenen Körper als wirklich bezeugen soll. Es ist mit einemmal ein mythologischer Inhalt da, der die nüchterne Sache des Waschens ganz verschwinden läßt, dafür aber die Seele durch irgendeine schauerhafte oder auch angenehme Ideenverbindung aufs höchste erregt. Ganz ähnlich ist es auch z. B. beim Essen, wenn anstatt der Broden „Täubchen“ geflogen kommen usw. Von dieser Vorstellung ist es aber nur noch ein Schritt, daß der Frühlingswind oder die Sonne, die den Schnee aufleckt, lebhafteste Gestalt annehmen, und wir stehen mit einemmal mitten drin in der alten Mythologie.

Hier liegt meiner Meinung nach auch die Wurzel so vieler merkwürdiger Anschauungen und Vorstellungen auf dem Lande, die von den „aufgeklärten“ Stadtmenschen einfach als Aberglaube verlacht oder verspottet werden und die doch nur ein Stüd symbolischen Denkens unseres Landvolkes sind. Der Landmann lebt eben mehr in einer Welt blutwarmer lebendiger Anschauungen als in einer Welt leterer Begriffe. Welche Form des Erlebens man als die höhere ansieht, ist schließlich nur Geschmacksache.

Wir sahen, die Seßhaftigkeit, die Erdgebundenheit, die Naturnähe ist die Wurzel, aus der sich der knorrige, charaktervolle Stamm des Landmenschentums aufbaut. Mit dem bisher Gesagten ist aber die eigentümliche Struktur dieses Stammes noch nicht genügend beschrieben. Wir müssen noch auf einen anderen merkwürdigen Zug genauer eingehen, der für die Landseele wesentlich ist und der sich auch aus ihrer Erdverwachsenheit notwendig ergibt.

W. S. Riehl sagt in seinem Buch „Die bürgerliche Gesellschaft“, der Bauer sei „historisch“. Und Spengler sagt in seinem „Untergang des Abendlandes“: „Der Bauer ist geschichtslos“. Beide haben recht, denn sie meinen beide dasselbe. Riehl meint „historisch“ in dem Sinne, daß im Bauernstande allein noch die Geschichte alten deutschen Volkstums lebhaftig in die moderne Welt herübertrage. Und Spengler sagt auch nichts anderes, wenn er fortfährt: „Das Dorf steht außerhalb der Weltgeschichte, und die ganze Entwicklung vom trojanischen bis zum mithridatischen Kriege und von den Sachsenkaisern bis zum Weltkrieg geht über diese kleinen Punkte der Landschaft hinweg, sie gelegentlich vernichtend, ihr Blut verbrauchend, aber ohne je ihr Inneres zu berühren. Der Bauer ist der ewige Mensch, unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet. Er geht ihr voraus, er überlebt sie, dumpf und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortzeugend, auf erdverbundene Berufe und Fähigkeiten beschränkt, eine mythische Seele, ein trodener, am Praktischen haftender Verstand, der Ausgang und die immer fließende Quelle des Blutes, das in den Städten die Weltgeschichte macht.“ „Die heutige Frömmigkeit des Bauern ist älter als das Christentum. Seine Götter sind älter als jede höhere Religion. Nehmt den Druck der großen Städte von ihm und er wird ohne Entbehrung in seinen natürlichen Urzustand zurückkehren. Seine wirkliche Ethik, seine wirkliche Metaphysik, die kein Stadtgelehrter je der Entdeckung für würdig gehalten hat, liegen außerhalb aller Religions- und Geistesgeschichte. Sie haben überhaupt keine Geschichte“ (H. d. A., Bd. 2).

Riehl weist diese Tatsache sehr fein an einer rassenkundlichen Beobachtung nach: „Schon dem Auge des Naturforschers stellt sich der echte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages dar. Bei den Städtern hat sich das Originalgepräge des Körpers wie des Geistes und der Sitte zu einem Typus der Einzelpersönlichkeit, höchstens der Familie durchgebildet oder auch verflüchtigt. Die körperliche Eigenart des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Städten und Gauen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinig, hoch aufgeschossenen, in dem anderen einen mehr breitschulterig gedrungnen Menschenschlag, wie sich das durch lange Jahrhunderte in unverfälschter Rasse fortgepflanzt hat. So trifft man z. B. in einzelnen Strichen des Hessenlandes heute noch ausschließlich jene länglichen Gesichtprofile mit hoher, nach oben etwas breit ausrundender Stirn, langer gerader Nase und kleinen Augen mit starkgewölbten Augenbrauen und großen Lidern, wie sie durch den Genremaler Jakob Becker und seine zahlreichen

Schüler als stehende Figur in die beliebten gemalten Dorfgeschichten dieser Künstler übergegangen sind (vgl. auch Ubbelohde und Banger). Beim Vergleich dieser Bauerngesichter mit den Skulpturen der Marburger Elisabethkirche (aus dem 15. Jahrhundert) wird man entdecken, daß sich fast durch 600 Jahre derselbe altheftische Gesichtstypus unverändert erhalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß an jenen Bildwerken die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen gemeißelt sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während daselbe jetzt nur noch bei den Bauern des Landes zu finden ist. Wer mittelalterliche Gestalten historisch echt zeichnen will, der muß sich überhaupt seine Modelle bei den Bauern suchen. Es erklärt sich dadurch aber ganz naturgemäß, warum die altdeutschen Bildner in einer Zeit, wo man doch sonst viel weniger nach der Schablone zu denken und zu bilden pflegte als in unseren Tagen, ihre Köpfe durchschnittlich so typisch einförmig behandelt haben: Der ganze Menschenschlag hatte sich noch nicht zu individuelleren Gesichtszügen ausgelebt. Der Umstand aber, daß das Gleiche auch heute noch bei den unverfälschten Bauern stattfindet, führt uns zu einer weiteren Tatsache. In der sogenannten gebildeten Welt existiert, wirkt der Mensch viel mehr als einzelner; der Bauer dagegen existiert und wirkt als Gruppe, als Gesamtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dies nur ist ihrer aller weltgeschichtliche Tat und wirft ein so schweres Gewicht in die Waagschale unseres ganzen politischen und sozialen Lebens.

In der gebildeten Welt hat der einzelne seinen Stil, und der Stil soll den Mann zeichnen. Bei dem Bauersmann hat der Stamm, der Gau, das Land seinen Stil, nämlich seine Mundart, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder, und dieser Stil zeichnet die großen Volksgruppen (Kiehl, „Die bürgerliche Gesellschaft“; bei Jaunert, S. 121 f.).

Dieses Gruppen- oder Gemeinschafts- oder Kollektivdenken und -fühlen — oder wie man's nennen will — ist nun der andere Grundzug des Landmenschen. Und dieser Zug tritt uns lebendig entgegen in der Sitte. Ich meine hier nicht irgendwelche bestimmten einzelnen Sitten und Gebräuche, sondern „die Sitte“ als die innere Form des Erlebens und als Ausdruck dieses Erlebens. Der Landmensch fühlt sich nicht als einer, der eine Welt umschließt, sondern als einer, der von einer Welt umschlossen wird. Der ihm unmittelbar sichtbare Teil dieser Welt aber ist seine Gemeinde, sein Dorf mit seiner Glur. Die Gemeinde ist also das Uebergeordnete, das ihn trägt und in dem er als Glied neben vielen gleichartigen Gliedern steht. Und weil das Leben des einen genau so verläuft und genau denselben Sinn hat wie das des anderen, darum denkt und fühlt er auch genau wie der andere. Er denkt gar nicht für sich als einzelnes Individuum, sondern immer als Glied der Gesamtheit, der Dorfgemeinschaft.

Fühlt er sich selbst aber nicht als Individuum, so fehlt ihm auch das Bedürfnis nach individueller Formgebung seines Innenlebens. Er betrachtet seine eigenen Erlebnisse, soweit sie mit der Öffentlichkeit in Berührung stehen, als Angelegenheit der Allgemeinheit, die seiner persönlichen Entscheidung entzogen ist. Und darum ordnet er auch den Ausdruck, die äußere Form dieses Erlebens der der Allgemeinheit unter. Er äußert sich so, wie es Sitte ist. Umgekehrt empfindet er darum aber auch jede Abweichung von dieser durch die Allgemein-

heit geheiligten Form als eine Verletzung seiner persönlichen Empfindungen. Ich erinnere nur an ländliche Hochzeitsitten, Sterbegebräuche usw.

Für den außenstehenden, individualistisch entwickelten Menschen hat die ländliche Sitte bisweilen etwas Leeres, Starres, Totes, weil er nicht gewöhnt ist, sein eigenes Erleben solchem Gesamtbewußtsein unterzuordnen. Tatsächlich ist sie das gemeinsame Gefäß für einen ganz lebendigen Inhalt. Aber sie ist doch nicht bloß Ausdruck, sondern auch noch etwas anderes. Sie macht durch ihre äußere Form nicht nur das Verborgene sichtbar, sondern sie verhüllt es gleichzeitig, deckt zu, was sie offenbaren will. Und darin prägt sich ein tiefer Zug unseres Volkscharakters aus: die Schamhaftigkeit.

Die Scham haftet unwillkürlich am Besonderen, an der Ausnahme. Worin man seiner Umgebung gleicht, dessen schämt man sich dieser Umgebung gegenüber nicht. Und so hüllt die Sitte mit ihrer einheitlichen Form den einzelnen in seiner Besonderheit ein, wird zu einer Schutzform für sein Innenleben. Sein Verhalten kann sein Schamgefühl nicht mehr verletzen, weil es der Norm der Allgemeinheit des Volksempfindens entspricht. Andererseits — um ein Gegenbeispiel zu nennen — hat man einer besonders auffallenden Kleidung gegenüber leicht das Gefühl, daß ihr Träger oder ihre Trägerin wenig inneren Takt, wenig Schamgefühl besitzt. Schamhaftigkeit ist aber immer das instinktive Gefühl, etwas Unantastbares, Unberührbares, Heiliges zu besigen. Und so wird die Sitte zur Hüterin der eigentlichen Heiligtümer der Volkseele.

Isolde Kurz berichtet in ihren „Wandertagen in Hellas“, wie enttäuscht sie war, daß die Frauen von Eleusis, um der Neugier der Fremden zu entgehen, ihren Reigentanz zu Ostern am Tage zuvor „in aller Stille und Scheu“ abgehalten hatten. Sie fügt dann aber hinzu: „Ein edler Zug des Volkes, das sein Eigenes, Innerstes nicht öffentlich zur Schau stellen will.“ Beinahe noch enttäuscht war sie wenige Tage darauf, wo sie Gelegenheit hatte, den Osterreigen in Akarnanien im Beisein einer größeren Zuschauermenge mit anzusehen. Die schüchternen, bis zur Blödigkeit befangenen Bewegungen machten einen unerlösten, geradezu qualenden Eindruck auf sie. — Dieselbe Erfahrung kann man auch bei unserem Landvolk machen, das sich in steife Zurückhaltung hüllt, wenn fremde Beobachter sich neugierig in seine Feste eindringen. Da zerbricht selbst die Unbefangenheit der Sitte an der Scheu vor der Entweihung durch Anderargeartete, die sich nicht unter die gleiche Sitte beugen können, weil sie nicht das gleiche — vielleicht überhaupt kein — Gesamtgefühl haben. In dieser Keuschheit liegt die erhaltende und schützende Kraft der Sitte.

Daß solche Gemeinschaftsform sich bis auf die körperliche Gestalt erstrecken kann, sehen wir schon an der raffentundlichen Beobachtung Niebls. Einer weiteren Erscheinung dieser Art begegnen wir in der Tracht. Haben wir auch keine Nationaltracht mehr, wie sie sich bei vielen kleineren Völkern findet (Bulgaren, Albanern usw.), so gibt es doch auch bei uns noch viele charakteristische landschaftliche Trachten: Wenden, Hessen, Alemannen, Aelplertrachten usw. Die Tracht aber ist Ausdruck der Sitte in der Kleidung, und zwar ein ganz lebendiger. In der Tracht steckt sogar schon die Idee des Eigenkleides. Freilich nicht in dem gebräuchlichen individuellen Sinn, aber doch in dem Sinne, daß sie durch Form oder Farbe die Gattung, d. h. das Gattenverhältnis (ob ledig, versprochen, verheiratet, verwitwet usw.) ihrer Trägerin zu erkennen gibt, also ihre Einstufung in die lebendige Dorfgemeinschaft und damit auch ihre persönliche Note innerhalb dieser Ordnung.

Am Maßstab der Sitte wird auch der Unterschied von Tracht und Mode deutlich. Tracht ist Ausdruck der Sitte und wurzelhaften Selbstbewußtseins, sie ist von innen heraus gewachsen und ausdauernd. Mode dagegen ist gerade der Ausdruck der Sittelosigkeit, ist eine Kleidungsform, die nicht bodenständig ist, sondern sich in häufigem Wechsel dem Menschen von außen her aufdrängt. Sie ist der Ausdruck einer fehlenden geselligen Ordnung, aber auch fehlenden persönlichen Stilgefühle.

Die Sitte beherrscht nun auch über die Kleidung hinaus die Wohnung des Landmenschen. Die Gehöfte sind meist gleich oder ähnlich angelegt. Das Wohnhaus mit der Hauptfront nach dem Hof als dem Hauptkreuzungspunkt der Tagesarbeit ist nur über ihn zugänglich. Das Haus ist gleichsam nach innen gekehrt und stellt sich so als nach außen abgeschlossener Hort der kleinsten innigsten Lebensgemeinschaft, der Familie, dar. Es verkörpert die Idee der Familie. Wo diese Form verlassen ist und das Wohnhaus seine Hauptfront der Straße zugekehrt hat, sagt Kiehl, ist irgendeine innere Veränderung vor sich gegangen. „In diesem einzigen Umstande liegt eine ungeheure Krisis im Familienleben angedeutet“ (Jaunert, S. 257). Auch die Innenanlage der Häuser stimmt überein.

Aber wie sehr nun bis in die allerintimste Wohnweise (Kloven, Bett usw.) der allgemeine Kanon maßgebend ist, so ist das Entscheidende an der Wohnung des Landmenschen, daß er mit seiner Familie allein im eigenen Hause wohnt, und wenn es auch nur eine Hütte ist. „Sowie Mietsleute in die Häuser ziehen, zieht auch die Stadt aufs Land“ (Jaunert, S. 18). Ganze Familien und ganzes Haus gehören zusammen. Nur wo die Familie allein im Hause wohnt, kann sie wirklich Wurzeln schlagen. Darum ist ja der Großstadtmensch so wurzellos, weil er in Mietswohnungen wohnt, die er im Laufe der Zeit mit Hunderten von irgendwelchen anderen Familien teilt. Wieviele Stadtmenschen kennen weder das Haus noch die Straße, wo sie geboren sind! Sie sind gleichsam nur hingeweht an ihren Platz, während der Landmensch durch sein Haus mit der Erde verwachsen ist. So allein ist es möglich, daß ein wirklicher Hausgeist sich bildet.

Es gibt ein Bild von Albert Welti: „Auszug der Penaten“. Der Familienvater auf dem Totenlager wird im Vordergrund die Treppe herabgetragen zur Bestattung. Voran schreiten die Familienangehörigen. In der weiten Halle des Hauses im Hintergrund treten edle Frauengestalten in feinen Gewändern, kostbare Gefäße tragend, aus den Gemächern und schließen sich dem Leichenzuge an. Es sind die guten Geister, die mit dem Toten das Haus beherbergt hat. — In einem städtischen Mietshaus gibt es überhaupt keine Hausgeister, die das Leben des Hauses tragen und ordnen, sondern höchstens einen Portier, der mit Argusaugen darüber wacht, daß derartige Dinge nicht einreißen.

Das eigene Haus, in dem schon viele Generationen aufgewachsen sind, ist die lebendige Familiengeschichte des Landmenschen. Was es in all den vergangenen Jahrzehnten von dem Leben der Vorfahren aufgenommen hat, das strahlt es dem lauschenden Ohr, dem schauenden Auge des Nachfahren vernehmbar wieder aus. Es ist das Lieb, das in all den träumenden Dingen des Hauses schläft und das eben nur dem erklingt, der diesem Hause seit Urvätertagen angetraut ist.

Die dörfliche Sitte regelt und ordnet vor allem das öffentliche Leben des Landvolkes und zeigt gerade da eine bewundernswerte Fähigkeit und Beharrlichkeit. Feste und Feiern, Tanz, Vergnügen, Hochzeit, Geburt, Tod, alles vollzieht

sich in der Form der Sitte. Auch für die Form und Erhaltung der Sittlichkeit und Religion ist die Sitte von großer Bedeutung.

Gerade hier, in sittlich-religiöser Beziehung, setzen aber nun wieder starke Bedenken und Zweifel an dem inneren Wert des Landmenschen ein. Mir scheint, als ob diese Bedenken auch ihren Grund in einem völligen Nichtverstehen haben, indem man nämlich ganz falsche wesensfremde individualistische Maßstäbe an das ländliche sittlich-religiöse Erleben legt. Eine sittliche Autonomie im Sinne persönlicher sittlicher Urteils- und Handlungsfreiheit und Selbstverantwortlichkeit kennt der Landmensch ebensowenig wie einen persönlichen religiösen Individualismus. Auch hier ist die Gemeinschaft das, was ihn trägt und beherrscht. Es fällt ihm gar nicht ein, anders denken und urteilen zu wollen als die anderen. Die Gemeinschaft ersetzt in hohem Grade das persönliche Gewissen. Würde man den Rahmen der Sitte verlassen, so würde man sich nur der Richtschnur berauben für das, was als normal, d. h. als gut anerkannt ist. Gut ist, was nicht herausfällt aus der guten Sitte. Als einzelner vor Entscheidungen gestellt, würde man überhaupt keinen sicheren allgemeingültigen Maßstab haben. Und so beugt man sich lieber unter die geheiligte Norm der Gemeinschaft.

Natürlich durchbricht auch hier der persönliche Egoismus gelegentlich die Sitte. Gleichwohl besteht diese als Norm fort. Als ein bezeichnendes Beispiel hierfür ist mir folgender Fall unvergesslich: Eine alleinstehende Bäuerin in durchaus auskömmlichen Verhältnissen hat sich von einem Pferdebauern Holz fahren lassen. Als sie nach ihrer Schuldigkeit fragt, windet der sich und will nicht mit der Sprache heraus. Da sagt sie lachend: „Na, guck man weg und sag's dann! Brauchst mich nicht dabei anzugucken!“ Hier steht schon auf der einen Seite der wirtschaftliche Individualismus — Egoismus —, außerdem aber auf beiden Seiten das starke Bewußtsein: wenn wir uns in die Augen sehen, dann sehen wir, daß wir zueinander gehören, und da wäre es gegen die Sitte, wäre es unanständig, wenn wir uns übervorteilten. Hier wird übrigens auch deutlich, wie sehr einerseits die Dorfgemeinschaft auf der ständigen Augengemeinschaft (also der Seßhaftigkeit) beruht und eine wichtige Stütze der guten Sitte bedeutet, während andererseits die Isolierungsmöglichkeit dem Individualismus und damit einer sittlichen Gefahr für den Landmensch Vorschub leistet.

Das religiöse Erleben des Landmenschen ist ebenfalls kollektivistisch und erschöpft sich in der Form des kirchlichen Lebens, der kirchlichen Sitte. Aber gerade darum, weil es von der religiösen Gemeinschaft und nicht vom religiösen Individualismus ausgeht, scheint es mir besonders fruchtbar und entwicklungsfähig zu sein. Jedoch, um in dieses besondere Kapitel eingehender einzuführen, bedürfte es eines selbständigen Referats. Ich weise auf das reiche Material hin, das für diese Frage die Monatschrift „Die Dorfkirche“ regelmäßig bringt.

Wenn wir nun noch einmal rückschauend diese eigenartige äußere und innere Struktur des Landmenschen, wie ich sie geschildert habe, uns vor Augen stellen, so sehen wir, daß sie ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, das beinahe Zug um Zug verschieden ist von dem Bilde des modernen Stadtmenschen, das sich aber sinnvoll nach eigenem, ihm innewohnenden Gesetz aufbaut auf dem Boden, aus dem es gewachsen ist. Wir sehen, daß sich in ihm ein ganz bestimmter Gottesgedanke verwirklicht und daß es schon darum einen unermesslichen Eigenwert besitzt. Bauerntum ist nicht eine zufällige Wirtschaftsform, sondern einer der großen Würfe Gottes, einer der großen Schöpfungsgedanken, von denen die Völker leben. Und darum ist ein Mensch zum Erleben seines Volkstums

erst reif, wenn er, wie W. Stapel einmal sagte, Ehrfurcht hat vor alten Bergen, alten Bäumen und alten Bauern. Denn auch sie sind, jedes in seiner Art, ein Wort Gottes an die Welt.

Nun höre ich freilich lebhaften Widerspruch, daß von Ehrfurcht vor dem Bauerntum keine Rede sein könne. Denn was ich vom Bauer gesagt hätte, das wäre eine sehr schöne Phantasie, wäre auch mythische Phantasie, die mit dem Bauerntum der Wirklichkeit nicht eben viel gemein habe. Denn 1., 2., 3., 4. usw. — Ich habe schon eingangs darauf hingewiesen, daß das Land heute in seiner Art den furchtbaren Schicksalsweg mitgehe, den unser ganzes Volk geht. Auch das Landvolk ist heute vielfach aus der Art geschlagen, treibt die traurigsten Blüten und verleugnet seinen natürlichen Instinkt. Und eigentlich müßte in unserer Darstellung nun ein furchtbares Kapitel folgen, das uns die augenblickliche seelische Lage des Landvolkes in einem ganz anderen Lichte zeigt. Es hieße vor der Wirklichkeit die Augen schließen, wollten wir diese Tatsachen übersehen. Aber wir dürfen uns andererseits auch nicht einbilden, daß wir in diesen Gegenwartsercheinungen die ganze Wirklichkeit, ja überhaupt die Wirklichkeit des Landmenschen vor uns hätten. Die Darstellung der heutigen Lage des Landmenschen wäre ein zufälliger Querschnitt. Und solch ein Querschnitt muß von seinem Wesen und seiner Art eine ganz falsche Vorstellung geben, wenn er gerade durch eine Zeit gelegt wird, wo sich das Landvolk in einem Zustand der Entartung befindet.

Es kommt für uns darauf an, daß wir die Art, die Struktur des Landmenschen sehen. Und die finden wir nur, „wenn wir nicht das suchen, was empirisch, im Durchschnitt, in der Masse, und dabei oft ganz zufällig die Eigenschaften der Bauern sind, sondern das, was innerlich, wesentlich, notwendig mit ihrem Dasein und ihrer Arbeit verbunden ist“ (v. Künle, D. A. 17/9, S. 112). Wollen wir uns verständigen, so müssen wir vor allem das miteinander suchen, was mehr oder weniger verborgen ist, und nicht das, was jeder jederzeit vor Augen hat. Denn auch zu einem rechten Urteil über das, was vor Augen ist, kommt man erst, wenn man weiß und sieht, was sich dahinter verbirgt. Die Symptome einer Krankheit sind gewiß eine wichtige Sache für den Arzt. Aber er wäre doch ein Narr, wenn er daraus auf die wahre Natur des Menschen schließen wollte, anstatt umgekehrt aus der natürlichen, gesunden Beschaffenheit des Menschen die Symptome zu deuten und seine Diagnose zu stellen.

Für die Inangriffnahme unserer Arbeit ist es natürlich außerordentlich wichtig, daß wir auch wissen, was für Menschen wir gerade jetzt vor uns haben. Aber für unsere Zielsetzung kann uns das wenig helfen. Denn unser Ziel muß ganz aus der Struktur des Landmenschen heraus gefunden werden. Es kann nicht irgendwie von außen herangebracht werden, sondern es kann nur in einer neuen Sinnerfüllung der Lebensform bestehen, die sich wachstümlich bei dem Landvolk herausgebildet hat.

Damit meine ich nicht, daß das Leben des Landmenschen etwa zurückgeschraubt werden müßte auf eine Stufe, wo es noch gesunde Formen hatte. Das Leben läßt sich nicht zurückschrauben, es schreitet weiter. Und so werden wir auch die Einflüsse, die die moderne Zivilisation besonders seit Anbruch des Maschinenzeitalters auf das Land ausgeübt hat, nicht ausschalten oder ignorieren können. Die Maschine ist da. Darüber hilft kein Räsonnieren und Lamentieren hinweg. Wir müssen sie von nun an mit hineinbauen in das Bild des Bauern, daß sie

nicht wie eine hohle Fassade vor seiner Seele steht oder gar seine Seele ihrem mechanistischen Geist unterwirft. Wir müssen auch diese neuen Lebensformen aus der Struktur des Landmenschen heraus neu deuten und ihnen so einen Sinn im Zusammenhange der alten geben. So allein vermögen sie sich mit den alten überlieferten Formen zu verschmelzen und sich in den ruhigen Wachstumsprozeß des Landmenschen einzufügen.

Man kann heute öfter die Rede hören, daß das deutsche Bauerntum an seiner geschichtlichen Wende stünde und jetzt den großen Schritt aus seiner dumpfen Gebundenheit, seiner Gemeinschaftsform heraus zum Individualismus und zu geistiger Selbstständigkeit mache. Ich glaube, dieses Urteil beruht auf einer Unterschätzung der Beharrungsmächte, die im Bauerntum liegen. Als ob die Struktur des Landmenschen, die sich auch durch die Maschine nicht wesentlich geändert hat, in wenigen Jahrzehnten ruiniert werden könnte! Ruiniert wird der Landmensch nur da, wo er in Verkennung seiner eigenen inneren Art die ihm von der Natur gesetzten Schranken durchbricht. Das können wir an jedem einzelnen entarteten Bauern beobachten. Das sehen wir an der Zivilisationswelle, die heute verberend über das Land hinslurrt. Aber lassen wir uns nicht täuschen! Sie überläuft nur seine Oberfläche. Nur da, wo die Industrie die ländliche Struktur völlig umgestaltet und auflöst, nur da verliert auch der Mensch sein altes Gesicht und wird zu einem anderen Menschen, dessen Füße nicht mehr am Boden haften. In solchen Gemeinden ist dann auch der Schritt zum geistigen Individualismus folgerichtig und gerechtfertigt, denn da ist er innerlich bedingt.

Sollten jene Leute recht behalten, die alles Heil von der beginnenden Zivilisierung des Bauerntums erwarten, so stünde unser Volk tatsächlich vor dem (kulturellen) Untergang. Denn dann würden seine letzten Reserven erschöpft sein und damit seine letzte Verjüngungsmöglichkeit. Ein Organismus, dem man die Rohstoffe nimmt, muß Hungers sterben, so wie das Land verodet, dem man den Wald raubt. Mit dem Organismus des Volkes und seinem Kräfteersatz geht es nicht anders. Alle Intensivierung ist eine große Gefahr, auch die geistige Intensivierung. Denn sie geschieht auf Kosten der Zukunft, auf Kosten der Kinder und Enkel.

Wäre es wirklich so weit, dann hätten wir nur noch Totengräberarbeit zu leisten, wenn unser Volk nicht aus einem tiefen Selbsterhaltungsinstinkt heraus seine Fesseln sprengte und sich Siedlungsland nähme, aus dem es neue Kräfte der Verjüngung schöpfen könnte. Aber ich glaube nicht, daß unser Landvolk schon so zerlegt ist, daß es dem inneren Gesetz seiner Natur nicht mehr gehorcht. Man muß es nur aufhören lehren, damit es von seinem Zivilisationsrausch erwacht, damit sich sein Instinkt wieder regt, der von selbst alles Fremde ausscheidet.

Es kann nicht darauf ankommen, einzelne mehr oder weniger zufällige alte Formen und Sitten zu erhalten oder aufzufrischen. Es kommt allein darauf an, daß „die Sitte“ als die natürliche innere und äußere Form des Landmenschen zu neuem Leben erwacht. Denn sie ist der Ausdruck der ländlichen Struktur.

Darum aber kann sich unsere Arbeit auch nicht an den einzelnen Menschen als solchen wenden, sondern nur an die Gesamtheit. Der Landmensch muß durch die Gemeinschaft zu der Gemeinschaft erzogen werden. Denn sie ist das Primäre dem einzelnen gegenüber. Darauf hat sich auch unsere Jugendarbeit einzu-

stellen. Sie bleibt natürlich immer eine Arbeit am einzelnen. Aber sie muß sich dann immer als eine Arbeit am einzelnen, als dem Glied einer Gesamtheit darstellen, muß also Erziehung auf das Ganze hin sein. Das Ziel, auf den einzelnen gesehen, ist: die in der Sitte gebundene Persönlichkeit. Das ist keine in allen möglichen individuellen Freiheiten schillernde Persönlichkeit, sondern der Mensch, dessen innere Form auf der Verwurzelung in dem ewigen Urgrund der Dinge beruht, d. h. auf der Sinnerfüllung seiner besonderen Bestimmung im Rahmen der gesamten Gotteswelt.

Die lieben Alten.*)

Von Walther Kalbe.

Ich bin in die Nähe von Saalfeld gefahren, und wie ich dahingefahren bin, hat sich folgendes ereignet: Im Nachbarabteil haben sich die Leute sehr vernehmbar unterhalten, und da habe ich gemerkt, daß da ein Bekannter mitsfährt. Sie unterhalten sich über die heutige Jugend, über den Sohn, der studiert, und dann ist auch die Frage nach der Tochter gekommen. Da hat der Vater gesagt: „Ja, die hat ihre Jugendbewegung und geht alle 14 Tage nach Weimar, und da ist nichts zu machen!“ Das Mädchen ist ein wunderbarer Mensch, eine der stillen und treuen, um die man jeden Vater beneiden könnte, sie gehört zu unserem Ältertenkreis. Ich sage das nur, um anzudeuten die Reden, die in Stadt und Land gehalten werden über die heutige Jugend. Ich erinnere nun an das Gegenteil, an die Stellung des Zeitgeistes gegenüber dem Alter. Wie man früher in Verehrung aufgeschaut hat zu den Alten, wie es früher als etwas Friedvolles, Erwärmendes empfunden wurde, wenn ein junger Mensch zu Füßen des Alters saß und Freudigkeit, Klarheit und Kraft nehmen durfte. Und heute spricht man von den „dummen“ Alten, über die man lacht. Aber die Not ist nicht nur, daß die Jugend das Alter verspottet, sondern daß sehr oft das Alter nicht mehr zu verehren ist. Man hat immer wieder das schmerzliche Gefühl, daß nicht alle die weißen Haare als eine Krone der Ehre tragen.

Wie versuchen wir diese Schwierigkeit zu meistern? Ueber den üblichen Weg vom Schimpfen haben wir schon geredet. Man sagt: früher war das anders, heute ist eine schlechte Welt, das ist der Zeitgeist, die Schlechtigkeit der Menschen. „Wir müssen wieder Militär haben, mehr Eisen ins Blut und Frömmigkeit ins Volk!“ Solche Reden hört man immer wieder. Aber hier ist immer noch eine Schwäche, eine Unklarheit.

Das zweite ist der psychologisierende Versuch, den Zustand heute als etwas Gegebenes hinzunehmen und zu erklären versuchen, ohne den Willen zum Ändern. Auch da wird ein lebendiger Mensch empfinden, daß das noch weit kläglich ist als das Moralisieren.

Und nun gilt es, die eigentliche Aufgabe diesen Problemen gegenüber zu erkennen, und da müssen wir uns sagen, daß diese Zeitnot, die zwischen Jugend und Alter da ist, daß die nur dann wirklich gelöst werden kann, wenn wir merken, daß es sich darum handelt, eine neue Erkenntnis dieser Zeitlage zu finden. Die Not, die sich da im Reich der Menschen abspielt, ist eine Zeitenswendenot, und diese Not kann wirklich innerlich nur gelöst werden, wenn die Menschen erkennen, was da vor sich geht; wo ihre Aufgabe liegt, und aus dieser Klarheit heraus nicht vom Untergang der Zeit reden, sondern um den

* Nachschrift eines Vortrages.

Aufstieg ringen. So wird also dieses Problem, die Jungen und die Alten, mit den ganzen fürchterlichen Auswirkungen erkannt als eine Krisis, in der wir drin stehen und die wir meistern müssen. Nicht die Verhältnisse des Maschinenzeitalters haben die Menschen geändert, sondern die Menschen haben sich verändert und deshalb auch das Zeitalter. Und die Menschen müssen sich jetzt ändern, dann ändert sich auch die Zeitemot. Die materialistische Betrachtung sieht die Menschen als Ergebnisse der Verhältnisse, und wirklich ist es so, daß die Menschen aus ihrer Ordnung in der Zeitenwende herausgetreten sind, daß sie den Blick aus der ewigen Ordnung heraus auf die Erde gerichtet haben und die Erde zu erobern versucht haben in einer ganz neuen Weise, und dadurch ist die Unordnung gekommen. Eine Wende wird eintreten, wenn die Menschen wieder erkennen, daß die andere Hälfte, der Himmel, zum Zeitalter hinzugetan werden muß. Als der Mensch sich mit seinen ganzen Kräften auf die Erde hingestellt und Maschinen geschaffen hat, da hat er den Blick auf den Himmel vergeffen, und seine Schöpfungen werden erst ihren Sinn bekommen, wenn der Mensch die andere Hälfte wieder sucht. Wir müssen erkennen, daß sich an uns in dem Verhältnis der Jungen zu den Alten etwas vollzogen hat, wie ein Gericht. „Wie ihr säet so werdet ihr ernten!“ Und es ist nicht Ehrfurcht gesät worden, deshalb können wir auch nicht Ehrfurcht ernten. Wir müssen eine höhere Schau der Dinge gewinnen und uns aus den Begebenheiten herausringen. Die höchste Erkenntnis ist, daß die Uebergangsnöte eine gottgewollte Not ist, daß sie dazu da ist, daß wir Menschen nicht mehr den Karren laufen lassen wie er läuft, daß wir wieder die Zügel in die Hand nehmen und erkennen, daß sich die Not, die sich unter uns auswirkt, so lange auswirken muß, bis der Mensch wieder seine Aufgabe ergreift, aus Erkenntnis des Gotteswillen in dieser Zeit zu dienen. Es gilt eine Schau zu suchen, wo wir das, was sich unter uns abspielt, sehen, im großen geistigen Zusammenhang der Menschheit. Es gibt eine christliche Zeitschrift, die sich „Zeitenwende“ nennt. Das ist mehr als ein Schlagwort, sondern darin kommt ein Gefühl von dem zum Ausdruck, was wirklich in der Menschheit geschehen soll.

Durch Jahrhunderte hindurch haben die lieben Alten aus der Kraft und Vollmacht gelebt, die da gewesen ist im Vollkatum, als ein großes heiliges Erbe, in dem sie sich verbunden gefühlt haben mit den Urahnen und Urkräften der Welt: aus der Vollmacht des Christus das Leben zu ordnen. Und nun haben die Menschen mit dem Blick auf die Erde diese Verbindung verloren. Nun begreifen wir das Zeitalter als die Zeit, wo Christus nicht mehr von den lieben Alten weiter geschenkt wird, sondern wo der einzelne Mensch vor ein „für oder wider“ Christus gestellt wird. Nicht als persönliche Meinung wird uns das verständlich, sondern wir müssen es uns an der Persönlichkeit Kants klar machen. Da ist die Wende gekommen mit der Frage nach der Erkenntnis der Menschen, da ist die Antwort gegeben worden: daß die Entwicklung des Menschen in das Gebiet des Glaubens verlegt wird. Damit hat das Alter und die Jugend ihre ewige Ordnung verloren. Damit hat der Materialismus begonnen in unserem Volk. So begreifen wir die geistige Situation, in der wir stehen. Ein neuer Zeitwille ist heraufgekommen, wo die alten Zusammenhänge, die die Menschheit geordnet haben, gelöst und zerstört sind. Wir klagen nicht drum; wir sagen: das ist die Menschheitssituation, daß das, was früher da war als das gemeinschaftliche Gut, daß das jetzt von den einzelnen errungen werden muß. Für oder wider Christus muß sich der einzelne ent-

scheiden. Erst nach dieser Zeit werden einzelne Menschen aufstehen, die sich wieder Zugang zu Christus erstritten haben, die ihn nicht haben aus dem Zusammenhang mit der Ueberlieferung, sondern als einen objektiven Weg. Erst dann wird Christus wieder an die Zeit herankommen können, daß aus dem herrschenden Individualismus eine neue Gemeinschaft werden kann. Das ist das höchste, was wir aus dieser Zeitennot heraus empfinden können und von dem ich wünschte, daß etwas durch meine Worte zur Klarheit gekommen wäre. Daß wir die Jugendnot nicht lästern und verwerfen, als die Schuld eines einzelnen Geschlechts ansehen, sondern daß wir erkennen, nun wir in einer Menschheitswerdenot drin stehen, die uns hingeworfen wird als die große Aufgabe, um die wir kämpfen müssen. Eine Not, vor der es keine größere Schuld geben könnte, als daß wir durch Gefühle das Alte wieder heraufzuholen versuchen, daß wir durch Vorwürfe diese Not zu einer Schuld einzelner zu machen versuchen. Das königliche Recht des Menschen gilt, zu forschen, was Gott will, weshalb er diese Not in unsere Zeit hineingestellt hat und worum wir ringen müssen, daß die Werdenot so erfüllt wird, daß der Stein gehoben wird, daß die Auferstehung kommt. Diese Erkenntnis scheint mir überhaupt für unsere ganze Jugendarbeit entscheidend zu sein. Dann erst gewinnen wir Vollmacht und kommen heraus aus der Sehnsucht nach der vergangenen Zeit. Dann wissen wir, was da war, wird wieder herauskommen, wenn wir den Atem anhalten und in dieser Stunde den Herzschlag der Zeit spüren, wenn wir die große Stunde mit ihrer ganzen Not treu verwalten und erfüllen. Dann wird uns wieder gegeben, wenn wir kämpfen in einer Zeit, deren Werdenot wir fühlen und erkennen.

Bauernspiegel.

Jörg Erb.

Wenn wir ernstlich an die Frage: „Unsere Arbeit an der Landjugend“ herangehen, wenn wir verantwortungsbewußt die Arbeit begonnen haben und mitten drin stehen, wenn wir betrachten, was hier und dort gearbeitet wird und die Ergebnisse vergleichen, so erkennen wir: Nicht die Schwierigkeit der Arbeit, der Charakter und die Eigenart des Dorfes und dörflicher Vorurteile sind die große Not, sondern das ist's, daß wir kein Bild haben, nach dem wir den bäuerlichen Menschen erziehen können. Und wenn uns das aufgegangen ist, dann erkennen wir, wie sehr wir doch nur von außen an der Frage herumstochern, wie wenig ernst wir sie genommen haben. Wir beginnen, unsere Leitsätze, unsere Tagungen, unser Schrifttum auf seine Brauchbarkeit und Verwendbarkeit zu dieser Arbeit zu untersuchen. Wir erkennen, daß unser Bund noch kaum auf tiefgründige und erstliche Landarbeit eingestellt ist. Und um diese Lage ernstlich zu beleuchten, fragen wir: Kann unser Bund, so wie er ist, Landarbeit treiben? Man denke an unsere Gotha-Tagung, an unsere Lieder, an die „bündische“ Kleidung, an „bündische“ Geselligkeitsformen, und man wird die Frage verstehen. Eines nur ist erfreulich: Der Wille zur Landarbeit ist ohne Zweifel vorhanden; denn immer wieder steht die „Landarbeit“ zur Besprechung auf Lehrgängen und Leitertagungen. Wir müssen aber nun ernstlich danach streben, auf die Frage eine Antwort zu finden, und zwar die rechte. Und die Arbeit ist wert, daß die Besten ihre Kraft ihr widmen. Einstweilen aber ist nüchtern zu erkennen: Wir haben nichts mehr als den guten und ehrlichen Willen.

Aber uns fehlt weithin eine Kenntnis des Dorfes und seiner Menschen. Es ist die große Not, daß die, die Landarbeit zu tun gewillt und genötigt sind, meist der Stadt entstammen. Das ist in gar vielen Fällen Grund genug, daß ihre ganze Arbeit zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Und wo es das nicht ist, so ist es dem Dorf ein Vorurteil, das gegen ihn eine Barrilade des Mißtrauens, der Unnahbarkeit und Verschlossenheit aufbaut, an der er sich lebenslang wund laufen kann. Auch ein langjähriger Aufenthalt auf dem Lande, ein „Zusammenleben“ mit dem Bauer ist noch lange nicht die Gewähr, daß man ihn kennt, um an ihm arbeiten zu können. Ja, es ist mancher als Bauer aufgewachsen und ist dann als Lehrer oder Pfarrer in die Stadt gegangen, weil er mit der Landbevölkerung nichts beginnen konnte.

So wäre dies der Weg, den wir bei der Beantwortung der Frage „Landarbeit“ gehen müssen: Kenntnis des Dorfes und seiner Menschen mit ihrem Gut und Böse, mit Freud und Leid, mit Segen und Fluch, mit Gottesfürchtigem und Teuflischem. Daraus kann ein Verstehen des bäuerlichen Menschen in uns wachsen, wir können erkennen, wo er gebunden und gefesselt liegt, wo er sich gefangen fühlt und nach Freiheit sich streckt, wo er unwissend in Fesseln geschlagen ist; was zu seinem Fluch oder zu seinem Segen dient. Wir erkennen Ursache und Folge in seinem Seelenleben und können erkennen, wo Hand anzulegen, wo zu helfen ist, wogegen wir ankämpfen müssen. Und aus dem allem kann sich ein Bild gestalten, wie denn der bäuerliche Mensch sein soll, und an solcher Gestaltung wird er dann durch sein Leben selbst mitarbeiten, wenn wir ihn befreit haben von Fesseln und ihn recht verbündet haben mit dem Stärksten, das für Land und Stadt, im Himmel und auf Erden ist. Denn fromm muß der bäuerliche Mensch sein, und schärfer als in sonst einem Beruf offenbart sich an ihm Gottverbundenheit oder Gottlosigkeit.

Zu solchem Werk bietet sich uns einer an, auf den wir hören sollten:

„Grüß Gott, liebe Leute, und zürnet nüt! Eine Gabe bringe ich euch dar, nehmt sie auf, wie sie gegeben ist, treuherzig. Ein Spiegel ist's, doch nicht ein gemeiner, in dem ein jeder ein schönes Gesicht zu sehen glaubt, weil er das eigene erblickt. Mein Spiegel zeigt euch die Schatt-, nicht die Sonnseite eures Lebens, zeigt also, was man gewöhnlich nicht sieht, nicht sehen will. Er zeigt euch dieses nicht zum Spott, sondern zur Weisheit. Man hat euch gewundrig gemacht, und von Engländern und Russen, hohen und gemeinen Leuten in allen Ländern, könnt ihr lesen, wie sie sind, was sie treiben. Von euch selbst aber könnt ihr nichts lesen als einzelne Scheltungen, einzelne Schmeicheleiden; noch niemand hat in Liebe und Treue euch euer Bild vorgehalten und noch viel weniger ein Bild, das die trüben Seiten eures Lebens enthält. Das ist schlimm; denn kennt ihr diese Schatten nicht, so könnt ihr sie auch nicht verwischen und tilgen. Von Jugend auf habe ich unter dem Volk gelebt und es geliebt, darum entstand auch sein Bild treu und wahr in meinem Herzen; jetzt schien es die Zeit mir zur Pflicht zu machen, dieses Bild aus meinem Herzen zu nehmen und vor eure Augen zu stellen, denn der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, habt ihr vernommen, er dringt in alle Hütten.“

Jeremias Gotthelf ist's, der also redet im Vorwort seines ersten großen Werkes, im Bauern-Spiegel. Warum er schreibt, das geht aus seinen Worten klar hervor. Er schreibt in der gleichen Absicht, wie der große Pestalozzi schrieb, das Volk zu erziehen; nur geht sein Herz nicht im Ueber-

schwung; er weiß sich zu meistern, Maß zu halten; er sieht die Wirklichkeit mit klaren Augen. Drum malt er nirgends Idealgestalten, sondern Menschen mit Fleisch und Blut; Bauersleute sprechen zu Bauern in ihrer Sprache; sprechen ihre heimlichsten Gedanken aus. Aus allem aber spricht eine so große Liebe, daß sie auch da zu spüren ist, wo er mit scharfen Worten geißelt und Gestalten zeichnet, die satanische Kräfte verkörpern. In seinem Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst geschrieben, führt er einen Querschnitt durch das bäuerliche Leben seiner Schweizer Heimat. Er zeichnet Menschen und Verhältnisse mit sicherer Hand nach der rauhen Wirklichkeit. Das Böse, das Faule in Menschen und Ordnungen wird vor allem ans Licht gezogen und klar und unbarmherzig aufgezeigt. Unerbittlich ist Gotthelf darin und schonungslos. Die letzten Herzenswinkel durchleuchtet er, und wer ihn liest, der muß sich oft an seiner Nase nehmen. Und man muß ihm recht geben, wenn er von sich selbst sagt, und darf ja nicht vergessen, es auf sich selbst zu beziehen:

„Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf; er glaubt sich so klug, so selbständig, und wenn man recht nachsieht, so vermag er sich selten mit Sicherheit zu bestimmen. Besondere Eindrücke in besonderen Stunden regieren ihn meist und bestimmen seinen Lebenslauf. Aber die schwerste Aufgabe ist wohl, diese Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den anderen sich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken voneinander zu scheiden, keines mit den andern zu verwechseln, wie schwer ist das, und wie leicht nehmen es die Leute!“

Schlaglichtartig werden bäuerliche Typen beleuchtet: Der geizige Bauer, die giftrige Bäuerin, der Vater, der seine eigenen Kinder preßt, der Pächter, der schafft, aber nicht denken, führen, wirtschaften kann; die Krämerstochter, die zur Bauersfrau nicht taugt und alles verschlemmt. Und Gotthelf ist erst Großkind im größtelsterlichen Bauernwesen, dann wird er auf der Bettlergemeinde „versteigert“, wird Kindermeidli, Hüterbub, Gassenbub, Anechtlein und Anecht in manchem Bauernwesen. Viel Schatten liegt auf alldem, aber darüber ein großes Verstehen; und leimbast sieht man das Rechtschaffene, das Gute wachsen und gedeihen. Und eine Zuversicht und Hoffnung trägt uns durch die dunkelsten Tale und Trübnisse, wenn die Tränen rinnen. Denn es laufen doch alle Fäden im Himmel zusammen, und in Gottes Hand stehen Gute und Böse. Keinen vergift er, keiner entrinnt ihm. Aber je größer die Sünde, je schlimmer die Verirrung, desto größer ist Gotthelfs Verstehen. Er beschämt uns gar oft, die wir Verstehen fordern und es gegen jedermann zu haben glauben. Er beschämt uns mit unsrer kurzen Geduld bei der Arbeit; denn seine Liebe ist groß, und darum ist dies Verstehen so tief und Mut und Hoffnung ungeboren. Er kennt seine Leute, weiß, daß sie aus hartem Holz geschnitten sind. Er weiß, wo sie Schuld trifft, er weiß aber auch, wo sie in Banden liegen. Er weiß vor allem auch von der einen großen Not des bäuerlichen Menschen, die wir so gerne Verstocktheit nennen und ihm darum übel nehmen.

„Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen und gaben um einen Kreuzer, so nötig sie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten sie nicht widerstehen (denn ich war ein gar freundliches Kind). Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zu lieb mir zu flättern, dazu waren sie zu holzbödsich, waren überhaupt nicht gewohnt, jemand Liebe zu zeigen, oder etwas zuliebe zu tun. Man war in unserm Hause nicht

gewohnt, zu zanken, aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Äußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen. Die Großmutter wunderte sich oft, daß sie mit mir so freundlich seien; sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Eisen scheint, daß in der Tat viele Menschen ihre Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe mehr nach außen ziehen und sie hervorlocken wie ein unschuldig Kind.“

Noch Schwereres versteht Gotthelf:

„Man trug den Großvater zu Grabe, senkte ihn in die kühle Erde, und niemand weinte um ihn als die Großmutter aus Herzeleid und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er sein Gut verhubelt gehabt, acht Kinder hätten an seinem Grabe geweint, das heißt, sie hätten geweint, daß der gestorbene Mann ihr schönes Gut verhubelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er's nicht verhubelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt als „Zusen“, nichts Köstlicheres als Reichtum; demgemäß hatte er seine Kinder erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebläut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war, nach Geld und Gut. Ihre Liebe war nicht beim Großvater, sondern bei seinem Geld; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken als für ihren Tod.“

Von Grund an ist eine jede Kinderseele ein unbeschriebenes Blatt, ob es in der Bauernkammer oder in fürstlichen Gemächern zur Welt kommt. An einem jeden ist viel zu gewinnen und alles zu verlieren. Aber nichts ist schlimmer als das Vorurteil, ein Bauernkind sei seelisch arm und rauh und unwert. Daß man oft so denkt und danach handelt, hat Jeremias erfahren und bitter vermerkt er in seiner Lebensgeschichte:

„Oh, die Menschen wissen nicht, wie schön es eigentlich in Kinderherzen sieht, in denen die Liebe aufblüht. Sie wissen aber auch nicht, wie zart diese Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tötet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling, Pflänzchen der Liebe sterben, und kühle, kalte, selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödeten Garten, und da, wo man der süßen Liebe Früchte hätte pflücken können, findet man nur bittere Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit. Die Menschen wissen nicht, daß ein Kind fast ist wie eine Orgel und die Töne hören läßt, die man auf ihm anschlägt. Der Mensch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menschen kennt er nicht; da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein.“

Das vermerkt Jeremias im Anschluß an eine frühe Jugenderinnerung, wo er den Bauer, bei dem er untergebracht ist, fragt: Aetti, besch mich o lieb? und von des Bauern Kindern die Antwort erhält: Des isch nit di Aetti, du besch bei Aetti, du bisch numme de Bueb“. Später, als Anneli in sein Leben tritt, vermerkt er einmal in seiner Lebensgeschichte: „Das ist eben das Unglück, daß man allen denen, die unter einem sind, keine Gefühle zutraut, also auch keine berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt wie

eine Herde Elefanten auf einem Reisfelde, daß man glaubt, der Knecht sei eben nur Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger bloß Bürger, daß man nicht aus einem jeglichen Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt, daß man glaubt, der liebe Gott habe für jede Menschenklasse einen besonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren."

Dies sollten nur einige Belege sein, wie tiefgründig Gottbelf zugreift, wie allgemein menschlich er den bäuerlichen Menschen sieht und den edlen Kern wohl kennt, der in ihm steckt. Es ist damit gleichzeitig aber auch angedeutet, daß er bäuerliche Eigenart kennt, und es ist klar, was wir von ihm lernen können und was das Studium seines Wertes für uns sein kann. Es hat demnach keinen Wert, weiter am Einzelnen haften zu bleiben; denn es ist nicht möglich, auf solche Weise Gottbelfs Werk zu würdigen, oder so herauszuziehen, was für unsere Landarbeit wichtig ist. Er bäumt sich gegen eine jede Schablonisierung auf, die man an ihn heranbringt; er paßt in keine hinein; denn er bringt das vielgestaltige Leben. Wäre es im kurzen Satze zusammenzufassen, was Gottbelf ist, so hätte er's jedenfalls selbst getan und hätte nicht sein großes Werk geschrieben, das 24 Bände umfaßt. Der Bauernspiegel ist die Urzelle dieses Gesamtwerkes. Es ist der Grundriß des Wertes. Was dort angedeutet ist, das wird später in Hauptwerken ausgebaut. Es ist der Stoff, der bearbeitet, verarbeitet, geformt wird. So ist in „Geld und Geist“ das mustergültige Bauernwesen mit den rechtschaffenen Leuten aufgezeigt, rechte Zucht, rechte Kindererziehung, rechte Diensthoten, rechte Meisterleute, die frei werden vom Geld, frei werden durch den Geist. Aber wie einfach und arm ist dieser Satz für die Fülle des Lebens, die Geschehnisse der Gestalten, der Tiefe und des Ernstes, der Freude und des Humors, für die Werte, die in diesem Werk uns geschenkt sind *). In „Uli der Knecht“ ist die Diensthotenfrage behandelt. Uns tritt der Bodenbauer entgegen, der rechtschaffene, fromme Bauer, das Idealbild des Bauernmannes. Er hat seinen Knecht nicht zum Schaffen allein, er weiß, daß er an ihm Pflichten hat, die über Lohn und Essen hinausgehen. Die Meisterleute machen sich aus ihren Diensten ein Gewissen: „Meisterleut sind Meisterleut, und man mag sagen was man will, auf die neue Mode, was die Diensten neben der Arbeit machen, gehe niemand was an: die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie in ihrem Hause dulden, und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich.“ Was wäre schon erreicht, wenn diese Verantwortlichkeit wieder lebendig wäre. Aus solcher Verantwortung heraus erzieht der Bodenbauer den jung verluderten Uli zu einem tüchtigen Meisterknecht, der auf seines Herrn Eigentum achtet, als ob es das seine wäre, und darum auch tüchtig wird, später einmal zu seinem Eigenen recht zu sehen.

Das ist dann in einem weiteren Werk: „Uli der Pächter“ gezeigt. Der Kern aber ist nicht das Äußerliche, wie man's nun anfangen muß, daß man's zu etwas bringt. Er liegt in dem Reiferwerden von Ulis Charakter, einem Freiwerden vom Geld, vom Sorgen und Rechnen, vom Hasen und Werchen, zum Vertrauen, das alles nimmt aus Gottes Hand, wie's das Weib einmal sagt: „Lieber Uli, fang mir nicht an mit dem Sinnen und Rechnen, weigt nicht, wie leicht man sich erst verrechnet und dann hintersinnet? Laß uns

*) Siehe „Ulser Bund“, Heft 12, 1928.

beten und arbeiten, das andre auf Gott stellen, der soll unser Rechenmeister sein. Der wird schon rechnen, daß es gut kommt, und der böse Kummer und das plaghafte, ängstliche Wesen, welches immer auf dem Trockenen ertrinken will und an der Sonne erfrieren, kommen nicht an uns.“ „Beteten und arbeiten“, das Wort ist ja leider so abgegriffen, aber deswegen ist es doch erfahrene Lebensweisheit der Väter. Daß es eine schwerererrungene Lebensweisheit ist, ein Vertrauen und Glauben, ein Sein und Wesen und rechtschaffen Bauenleben, das mag man bei Jeremias Gotthelf nachlesen. Bis dahin ist's aber ein weiter Weg, steinig und dornig. Viel Jerung und Widerstand steht im Wege: Hell und Dunkel, Gut und Böse steht hart nebeneinander, schlingt sich ineinander, ringt miteinander; immer mehr verschlingen sich die Knoten, immer härter geht es gegeneinander an. Wie steigert das Gotthelf! Ich gestehe, daß ich beim erstmaligen Lesen überblättert habe, nicht vom äußeren Gang der Geschichte hingerissen, sondern von der Teilnahme und Sorge um die Gestalten der Geschichte, ob Uli nun in dieser Schule sich durchringt zum Guten, erkennt, worin er fehlt, wo seine Hilfe und Kraft, seine rechten Freunde sind, oder ob er daran zugrunde geht. Aber es ist schon so, wie der Bodenbauer einmal zu seinem Weibe sagt: „Habe nicht Kummer! Wen Gott doktert, der geht an diesem doktern nicht zugrunde; er ist kein junger Pflücker, der sich im Zeug vergeist und pfundweise gibt, was man bloß lotweise verträgt, er kennt das Maß, was einer ertragen mag und was ihm gut ist, er wird es wohl machen.“ Das ist ein Glaubensbekenntnis und kein schlechtes; es kommt nicht von den Lippen, sondern aus dem Herzen, ist nicht erlernt oder herausdiskutiert, es ist erlebt und erfahren. Und drum ist es recht und echt.

So wird Seite um Seite ausgebaut, so daß uns in Gotthelfs Gesamtwerk der bäuerliche Mensch in allen seinen Verhältnissen erschöpfend dargestellt ist. Aber nein, nicht uns Darstellen geht es Gotthelf, er will helfen. Auch wir sollten uns von ihm in unserer Arbeit helfen lassen. An ihm können wir uns schulen, bei ihm finden wir das hohe Bild, nach dem wir das junge Landvoll erziehen können. Er macht uns mit ihm bekannt, mit seinen Augen, die mehr sehen als die unsern, mit seinem Herzen, das mehr liebt, mehr versteht, mehr vergibt als das unsere. Er zeigt uns, daß unsere Landarbeit im letzten Grunde doch „nur“ eine mittelbare sein kann, dem Eingang zu schaffen, der allein den Menschen von Grund aus helfen und bessern kann *). So ist er uns ein Wegweiser und Helfer zugleich für unsere praktische Arbeit und nicht zuletzt für unser Innerstes auch. Denn auf Schritt und Tritt leuchtet er in dein Leben und deine Seele hinein und zeigt dir, was du nicht sehen wolltest oder nicht sehen konntest. Sollte man einem solchen Getreuen nicht dankbar sein?

Jeremias Gotthelf's Frauengestalten.**)

In der einzigen guten Lebensbeschreibung von Jeremias Gotthelf, von Manuel aufgeschrieben, wird erzählt, daß sich ein alter St. Galler Bauer den Roman „Uli, der Anecht“ hat vorlesen lassen, und da hat er an den J. G. schreiben lassen, er möge doch recht bald den zweiten Band von „Uli“ schreiben, damit er ihn vor seinem Tode noch lesen könne. Wenn wir unterschieden haben zwischen Büchern, die uns über das Dorf unterrichten können, und solchen, die

*) Siehe W. Halbes Aufsatz eines Vortrages.

**) Nachschrift.

auf dem Dorfe selbst gelesen werden können, so gehören Jeremias Gotthelfs Bücher zu beiden Klassen. Wir machen die schönsten Entdeckungen, wenn wir in J. G.'s Reich eindringen; wir finden da so viel Wundervolles, und wir müßten ihm das Bundesehrenabzeichen schenken, wenn er noch lebte, denn er hat das, was wir als Ziel vor uns sehen. Von Gottfried Keller ist gesagt worden, er habe Frauengestalten geschaffen, schöner und edler als die Erde sie trage. In Jeremias Gotthelfs Dichtungen finden wir Frauengestalten, die recht aus dem Heimathboden herausgewachsen sind und die doch in ihrer Seele das schönste Bild des Frauentums tragen, die aus einem Bauerntum herausgewachsen sind in einer schönen Innerlichkeit.

Vor dem Erzählen über Frauengestalten möchte ich von dem sagen, was der Lektüre den Zugang erschwert. Jeremias Gotthelf schreibt in Schweizer Mundart, das ist eine Erschwerung für uns. Einige deutsche Studenten sind einmal in der Schweiz auf Wanderschaft gewesen, ein Sachse war dabei, der wohl Schweizer Sprache gehört hat und nun so recht in Landesmundart sprechen wollte; als sie an einer Sennhütte vorüberkamen und er fragte: Haben Sie wohl Milchi?, da hat der Senn gesagt: Woas Milchi? — Ah so, „Milch“. — Die Schweizer Sprache hat viel Rehlaute. Und doch ist sie so seelenvoll und schön. Ich war im Vorjahre in der Schweiz und habe mich über die verschiedenen Mundarten gefreut, die die Schönheit ihrer Heimat zum Ausdruck brachten wie Alpenblumen. Es gibt nicht viel Sprachen, die so modulationsfähig sind. In den Geschichten von J. G. sind gerade die Hertzellen jedesmal in Schweizer Mundart geschrieben; z. B. die Geschichte, wie die Alten und die Jungen unter dem Abendhimmel sitzen im Geltstag. Der Abendfriede in den Gesprächen der Alten und Jungen. Wie in den einfachen Sätzen der Kinder der Abendfriede wie ein abendlich Vogelgezwitscher zum Ausdruck kommt. Aber das klingt uns nur, wenn man sich in die Mundart hineingeht hat. In den neuen Kentsch-Ausgaben ist ein Wörterverzeichnis zur Erklärung der schwierigsten Ausdrücke dabei und an Hand desselben findet man sich ganz gut hinein. Die Haupthilfe aber ist die, die Sachen wirklich zu lesen, halblaut zu lesen, nachzuformen, in sich nachzuformen. Gerade, wenn man die Mundartstellen halblaut vor sich hinliest, hört man heraus, was man durch das Schriftbild allein nicht verstehen kann.

Diese Werke Gotthelfs sind etwas Bewunderungswürdiges. Er hat nicht gesagt: Weil ich ein Dichter bin, oder weil ich Geld verdienen muß, will ich Bücher schreiben, — sondern er war ein Mann wie wir, ein Pfarrer, der mit seinem Herzen in seinem Volk stand und wirkte. Die großen Kirchenlichter haben seinerzeit nicht zugelassen, daß er Oberpfarrer wurde, weil er das Herz auf dem rechten Fleck hatte und ein unbequemer Mann war. In seinen Kämpfen um Dorf und Volkstum hat er zur Feder gegriffen, „das war, wie wenn ein gestauter Gebirgssee ausbricht und zu Tal stürzt“. In wenige Jahrzehnte zusammengedrängt, hat er sich ausgeströmt in den großen wunderbaren Werken, Kampfzeugnissen eines Mannes, der um seinen Glauben kämpft und um sein Volkstum, und zugleich unvergleichlich schön und wertvoll als Dichtungen. Er hat seine Bücher nicht in freien Mustunden schreiben können, im Pfarramt wurden alle seine Kräfte gebraucht. Die frühesten Morgenstunden hat er zum Schreiben genommen, tagsüber nahm ihn sein Amt voll in Anspruch. Als eine sympathische Erscheinung der vergangenen Zeit, als eine Persönlichkeit, die uns unendlich viel zu geben hat, steht J. G. vor uns.

Was wir hier verfolgen wollen, sind seine Frauengestalten; die Art, wie er sie vor uns hinstellt. Eine der am leichtesten zugänglichen Schriften ist „Elsi, die seltene Magd“. „Die Treue“ hat vor längerer Zeit einen Abschnitt daraus gedruckt. Trotzdem wollen wir diese Idealgestalt zuerst vor unsere Seele stellen. Elsi, die reiche Müllerstochter, die zu den herben Naturen gehört, sie trägt still und verschlossen ein hartes Schicksal. Ihr Vater ist ein Trinker, ein Bankrotteur. Und als der Tag des Bankrotts da ist, verschwindet sie, ist sie verschollen. Sie hat das eine nicht tragen können, daß Schimpf und Schande über ihre Familie kam; deshalb ist sie davongegangen, namenlos, ins Land hinein. In der Verborgenheit führt sie ein ehrbares Leben. Im Schweizerhäuschen wird zu Nacht gegessen, die Familie sitzt um den Tisch, da klopft es draußen, der „Meister“, der Hausvater, geht und öffnet die Tür, und da steht draußen das stattliche Mädchen mit dem Bündel unterm Arm und fragt um Nachtherberge. Sie wird ihr gewährt, und schließlich bleibt sie ganz im Hause und dient als seltsame Magd. Das Schicksal dieses Mädchens wird wunderbar geschildert, verknüpft mit den Franzosenkämpfen in der Schweiz. Kein Künstlerisch ist sie eine der ergreifendsten Geschichten.

Neben der heroischen Gestalt der Elsi, die alle guten, starken und tapferen Kräfte in ihrer Seele durch das wunderbare Bild ihres Lebens aufruft, steht das Meyeli aus „Anne Bäbi Jowäger“. Da ist zunächst so wundersam die ungeschminkte Bauernwelt, die Anne Bäbi, zu der ihr Mann immer sagt: He, nu so de, wenn du's zwänge wüß (willst), so zwäng's! Bei diesem Buch handelt es sich um eine der vielgeschmähten Schriften mit einer Tendenz. Der Schweizer Arztbund hatte J. G. aufgefordert, ein Buch gegen die Ausrufscherei zu schreiben, und da schrieb er das wundervolle Buch „Anne Bäbi Jowäger“. Die Anne Bäbi, die zu der Gattung der Reibeisen gehört. Das Meyeli kommt schließlich in das Haus und in die Familie hinein, sie gehört zu der anderen wundervollen Gattung der Frauen, die die schönste Frauentugend hat, nämlich, alles zu tragen. Und wie trägt das Meyeli, nicht sentimental, sondern aus dieser wunderbaren Demut. In „Käthi, die Großmutter“ hat er auch gerade die Menschen zeigen wollen, die äußerlich im Unrecht leben, die Art Menschen, die nicht Recht behalten wollen, die wirklich nicht Widerstand leisten dem Bösen. So ist das Meyeli. (Wir hören, was in der Mais „Treue“ steht.) Ihr werdet daraus merken: das ist eine Schönheit, die man erarbeiten, in die man sich hineinversetzen muß mit seiner ganzen Seele. Hier werden wir nicht in den Sessel gedrückt, sondern aktiviert, haben nicht Stubens, sondern Vergnügen, die unsere Brust hebt!

Wir haben von den sozialen Kämpfen gesprochen, die J. G. in seiner Zeit durchgemacht hat. Diese sozialen Kämpfe werden besprochen in „Jakobs Wanderungen durch der Schweiz“. Da ist eine Frauengestalt, das ist die Großmutter von dem Jakobli. Eine alte Frau, die viel Erfahrungen im Leben gesammelt hat und die ihren vater- und mutterlosen Enkel mit den Augen der Liebe behüten und erziehen will. Und da geht der Jakobli auf die Wanderschaft nach der Sitte seiner Zeit und macht alle die Kämpfe durch, die ihn zum Mann machen. Die Großmutter nimmt vor seinem Weggang den Jakob bei der Hand und führt ihn in die Kammer und sagt: Sieh', hier hängt das Felleisen von deinem Vater, das er in Ehren getragen und heimgebracht hat, und da hängt das Felleisen von deinem Großvater, er war auch ein Handwerker, der sein Felleisen in Ehren heimgebracht hat. Und dort ist der Nagel

in die Wand geschlagen für dein Jelleisen, wenn du es in Ehren heimbringst! Und dann redet sie wunderbar frisch mit dem Jakobli und sagt ihm, daß er doch immer wieder auf die Versuchungen seiner Kameraden hereinfällt und daß er nur durch die Erfahrungen draußen klug werden wird. Aber sie stellt ihn zuerst in den großen Zusammenhang. Er macht wirklich alle Dummheiten und setzt sich ins Wasser, ehe er klug wird, gerade so, wie die Großmutter gesagt hat. Aber schließlich kommt er dann doch heim, als ganzer Mann, und selbst das Jelleisen, das er versetzt hatte, findet sich schließlich wieder. So löst ein Mensch die soziale Frage, und dazu hat ihm die Großmutter geholfen.

Die lieblichsten und schönsten Gestalten seiner Geschichte nennt Gottlieb Anneli. In „Geld und Geist“. In „Käseerei in der Vohfreude“ wird bis auf den letzten Punkt die Fabrikation des Schweizertäses beschrieben. Auch darin ist eine Anneli-Gestalt, eine Waise, die durch die Keinheit ihres Wesens reich ist, und schließlich heiratet sie den Amtmanns-Sohn. Dieser Schluß ist so löslich zu lesen, wie sich alles zusammendrängt, wie die Dinge sich verwickeln und sich dann schließlich auf so wunderbare Weise lösen. „Geld und Geist“ ist der Roman, der neben „Uli“ der berühmteste geworden ist. In „Uli“ schildert er, wie ein Knecht aus seinen Knechtsverhältnissen sich herausarbeitet. Und in „Geld und Geist“ wird nicht das Knechtsleben, sondern das stolze Bernerhaus geschildert, das am Berghange liegt, mit stolzen Fenstern ins Land leuchtet und eine Welt für sich ist, wo die Menschen einen alten Bauernadel hochhalten. Und wie da ein Ehepaar zusammenlebt, und wie die Eheleute auseinanderkommen und sich wiederfinden (siehe „Unser Bund“ 12/25).

In der „Anne Bäbi“ ist eine Frau Pfarrerin, die ihren Eheherrn zu nehmen weiß, die ihn auch in seinen Schwächen ehrt und alle Menschen immer so zu ihm führt, daß Reibungen ausgeschaltet sind. Und wie sie in allem Leiblichen für ihren Mann sorgt. Und daneben eine Pfarrertochter, eine von den herben Charakteren, die in der ländlichen Stille des Pfarrhauses auf so vieles verzichten, was die anderen für ihres Lebens Reichtum halten. Wie ein Schicksal getragen und geheiligt wird, stellt sich uns dar.

Dann das „Mädli“ im „Schulmeister“. Der Schulmeister, selbst ein Mensch, der vom Dorfe stammt, dort Lehrer wird und wie er auf das Dorf doch noch hereinfällt, da kann man eine Volkpsychologie des Dorfes lernen! Da ist nun die Mädli-Gestalt, die Frau des Schulmeisters, herrlich in ihrer Schlichtheit und Einfachheit. Es hat die wunderbare Kraft des Tragens. Die Schwiegermutter wohnt ihr im Haus. Unbarmherzig und grausam ist die Schwiegermutter bis zuletzt gegen Mädli. Und das Mädli trägt es, ganz still, und steckt sich nicht hinter ihren Mann, so daß die Schwiegermutter an ihrem Ende doch erkennt, daß sie unrecht getan hat und das auch ausspricht.

In einer kleinen Geschichte lebt eine Frauengestalt, die an Abgeklärtheit und Lieblichkeit in sich hat, was Gotthefs Frauengestalten nur haben können: „Die Frau Pfarrerin“, erschienen bei Voigtländer. Im Abendfrieden eines Menschenlebens steht sie erschütternd vor uns. Wie ihr Mann stirbt und sie ohne Kinder zurückbleibt, lebt sie in einem kleinen Stadtstübchen, reich an Erinnerungen, bedeutungslos in den Augen der Welt, und doch in der inneren Reinheit und dem äußeren Frieden noch Segen um sich verbreitend.

Und nun die Gestalten der Reibeisen. Im „Geltotag“ heißt die Frau Eisi; ungeheuer selbstbewußt und anspruchsvoll geht sie in die Ehe, nicht aus Liebe, sondern sie nimmt den Mann, weil er die Mittel hat, ihr das Leben schön zu

machen, und nun fangen die zwei eine Wirtschaft an. Aber da sie keine Fähigkeit haben, zu leben und zu rechnen, vertun sie ihr Vermögen, und es kommt zum Bankrott (Selbsttag). Schließlich wird alles herausgespielt auf die böse Nachbarin. Eine zweite Eisi und dazu ein nicht minderes Reibeisen ist die neroöse, eifersüchtige Bauerntochter Eisi im „Uli“, die sich im Bad verlobt an einen „Kaufmann“, der sich damit die so nötige Geldquelle erschließt.

Der tragische Charakter seiner Frauengestalten ist die Anne Babi Jowäger selbst. Etwas Dämonisches hat diese Gestalt und stellt doch eine der bedauernswertesten Menschencharaktere dar, die immer Unrecht tun müssen und es nicht wissen. Sie will immer alles zwingen und abtrumpfen, tut immer alles, ohne die anderen zu fragen, und ist hernach beleidigt, wenn die anderen nichts davon wissen. Sie bildet sich Schwierigkeiten ein, wo keine sind, die sie dann bekämpft, und so kommt sie um alle Lebensfreude und endet im Wahnsinn. (Zum Schluß wird aus „Geld und Geist“ vorgelesen, wie Annemarelli sich zur Brautfahrt schmückt.) W. K.

Jugendgemeinde, Jugendgottesdienst und das Land.

Von Gustav Klær-Zwinge.

Evangelische Jugendgottesdienste sind von der Jugend aus einem innern Bedürfnis heraus geschaffene, regelmäßig wiederkehrende Gottesdienste, deren gedanklicher wie symbolischer Gehalt und Aufbau sich aus der jeweiligen seelischen Gesamtlage der Jugend ergeben soll. Die Jugend ist selbst an der liturgischen Handlung aktiv beteiligt. Voraussetzung ist die äußerlich geschlossene Jugendgemeinde, die die Gottesdienste trägt. Es fallen unter unsern Begriff „Jugendgottesdienst“ also nicht jene äußerlich ganz ähnlichen Jugendgottesdienste, die bei größeren Treffen und Festlichkeiten für die zusammengekommenen Bünde ganz verschiedener Orte und Gauen gehalten werden. Und ländliche Jugendgottesdienste sind nicht schlechthin Jugendgottesdienste in irgendeiner Dorfkirche, sondern Gottesdienste, zu denen die Jugend einer Dorfgemeinde sich regelmäßig zusammenfindet, um in ihr angemessenerweise Gottesdienst zu halten.

Wenn wir nach dem Ursprung und Sinn des Jugendgottesdienstes fragen, so lassen wir die Frage, ob er etwa von einem Pfarrer eingerichtet oder wirklich aus einer spontanen Feier der Jugend unter sich hervorgegangen ist, ganz dahingestellt. Denn einen Sinn hat er doch nur, wenn er einem lebendigen Bedürfnis der Jugend entspricht. Und da ist es schließlich gleichgültig, von wem der erste Anstoß ausgegangen ist. Aber hat er wirklich nur dann Sinn, wenn er Ausdruck eines lebendigen Verlangens der Jugend ist? Könnte nicht auch eine Gemeinde von Erwachsenen darin ihrem Wunsche Ausdruck geben, daß ihrer Jugend so in besonders eindrucksvoller Weise der Weg zu Gott gewiesen wird? Würde durch solch eine pädagogische Sinngebung der Jugendgottesdienst seinen Charakter verlieren? — Ganz gewiß für solche Menschen, für die sich der Gedanke „Jugendgottesdienst“ mit einer bewußten oder unbewußten Opposition gegen den Gemeindegottesdienst, ja vielleicht gegen alle Ueberlieferung und alles Herkommen überhaupt verbindet, mit einem Wort: für die Kreise der Jugendbewegung, in denen noch das starke Selbstgefühl der „Gründer“jahre steht, das den Gedanken der Erziehung über-

haupt ablehnte. Daß auch Gottesdienst unter den Gedanken der Erziehung gestellt werden kann, ohne etwas von seinem wahrhaft religiösen Charakter einzubüßen, das begreifen allerdings erst Menschen, die den Gedanken der Autorität im tiefsten Sinne verstanden und erlebt und die schon einmal das ganze Leben unter dem Gedanken der Erziehung zu schauen gelernt haben.

Eine der Hauptwurzeln, aus denen der Gedanke der Jugendgottesdienste hervorgewachsen ist, war die Vereinsamung der zu selbständigem inneren Leben erwachten Großstadtjugend. Sie sehnte sich nach Gemeinschaft, auch religiöser Gemeinschaft vor Gott, die sie im Gottesdienst der Erwachsendengemeinde nicht mehr fand. Und so schuf sie sich ihren Jugendgottesdienst und ihre Jugendgemeinde, in denen die wahre Gemeinde vor ihren Augen lebendig werden sollte, und wo sie ein besonderes, an sie gerichtetes Wort Gottes zu finden hoffte.

Die Landjugend steht auf einem ganz andern Boden, in ganz andern natürlichen und seelischen Zusammenhängen als die Stadtjugend. (Die seelische Struktur der Landjugend ist von der der Stadtjugend völlig verschieden; siehe „Die Grundlagen unserer Landarbeit“.) Die Landjugend fühlt auf Schritt und Tritt die starken Bindungen, denen ihr Leben durch seine Eingliederung in eine natürliche Dorfgemeinschaft, eine Gemeinde, unterworfen ist. Diese

„Bindungen, die ipse‘ ausdrück‘ in der Sitt‘ stehen, und das je und darum auch kaum bewußt empfundene, mehr instinktiv ihres Denkens und Fühlens. Der Bursche, das Mädchen auf der sich gar nicht als autonome oder gar in ihrer Besonderheit isolierte Wesen. Sie fühlen sich immer nur als gleichartig Gesamtheit, über der das ungeschriebene Gesetz der Gemeinde, nichts anderes. Und darum bezieht ein jeder sein eigenes Leben Gesamtheit der ihm gleichstehenden Glieder der Gemeinde einer bestimmten Stufe der Gesamtordnung und beanspruch nur die ihm in dieser Ordnung zukommende Bedeutung.

Darum leidet auch die Landjugend nicht unter dem individuellen Standesein, das bei der Stadtjugend in einem bestimmten Zeitpunkt eintritt. Darum weiß sie nichts von einer persönlichen Vereinsamung. Gemeindemitglieder — alte und junge — kennen einander von Angesicht. Man sieht sich täglich, man kennt die Verhältnisse bis in Einzelheiten hinein, und es geschieht nichts, was nicht im Dorf von allen gewußt würde. Und so wenig eine äußere Vereinsamung möglich ist, so selten gibt es auch eine innererartige Isolierungsgefühl könnte nur auf einer individuell beruhen, vor der der Landmensch eine instinktive Abneigung. Man braucht nur einmal in einer Schar Mädchen einzelne Scheidung zu stellen. In den meisten Fällen werden sie überhört und Wort geben. Erst wenn sie wieder unter sich sind, setzt plötzliche Aussprache ein. Und diese Erfahrung macht man bis in die Einzelheiten hinein. Es wäre aber ganz falsch, darin eine gewisse Jähzornigkeit zu sehen. Hier liegt lediglich das instinktive Gefühl, daß man nichts tun oder denken darf, was sich mit der Kollektivität deckt. Daher die Scheu, ein persönliches Urteil abzugeben vor der Gesamtheit dann verantwortlich ist. Der Landmensch

Bedürfnis, ein Urteil, eine Meinung für sich zu haben, sondern nur das, mit seinem Urteil nicht aus dem Rahmen des Gesamturteils herauszufallen. Natürlich gibt es auch Widerstände und Spannungen. Es sind aber keine Spannungen zwischen individualistischem und kollektivistischem oder traditionalistischem Denken, sondern Spannungen, die völlig innerhalb der Grenzen des Gemeinschaftsinstinkts liegen und die Gemeinschaftsform nicht aufheben. In den verschiedenen Altersstufen ist der Mensch eben seinem Temperament und seinen Neigungen nach verschieden. Aber er ist es auf der ganzen Stufe. Und das bringt ihn gelegentlich in Gegensatz zu anderen Stufen — also z. B. Jugend gegen die Eltern — aber nicht zu der Gesamtordnung als solcher. Denn seine Stufe gehört ja doch auch zu dieser Ordnung.

Der Landjugend fehlt also auf der einen Seite das individualistische Moment der Isolierung und Vereinsamung der Gesamtheit gegenüber, aus dem das Bedürfnis nach einer neuen Gemeinschaftsform, wie etwa einer Jugendgemeinde, erwachsen könnte. Auf der anderen Seite wird die Landjugend gerade von dem getragen, was die Stadtjugend sich durch ihren Jugendgottesdienst erst bauen will: die Gemeinde. So sind auf dem Lande wohl die Bedingungen vorhanden für Gemeindejugend, aber nicht für eine Jugendgemeinde.

Was nun das religiöse Bedürfnis anlangt, so kann man auch hier von einer Not im individualistischen Sinne nicht sprechen. Das religiöse Leben des Landmenschen verkörpert sich in seiner Kirche. Aber nun nicht so, als ob in jedem einzelnen die Kirche gegenwärtig wäre, sondern die Kirche gilt als ein objektiv Gegebenes, das der Gesamtheit der Gemeinde übergeordnet ist und als das Allgemeine alle Einzelglieder umschließt. Das Verhältnis des Einzelnen zur Kirche ist also genau dasselbe, wie das zur Gemeinde. Auch das religiöse Erleben ist kollektivistisch und vollzieht sich in der Gemeinschaftsform der Sitte. So wie der Einzelne in die Gemeinde hineingeboren wird und in ihr durch alle Stufen hindurchwächst, so geschieht's auch in der Kirche. Auch hier ist das Wesentliche, daß alles „in Ordnung“ ist.

Meistenteils setzt nun bei der Landjugend, besonders bei den Burschen, bald nach der Einsegnung eine gewisse Kirchenflucht ein. Aber dieses Fernbleiben ist nicht als Opposition gegen die Kirche überhaupt zu verstehen oder gegen ihre Form, sondern es ist einfach der Ausdruck einer gewissen Scheu, sich zu Dingen zu bekennen, die in einer unüberbrückbaren Spannung zu der gerade in diesen Jahren erwachenden „Männlichkeit“ stehen. Das geistig Religiöse taucht unter in dem Ueberbandnehmen der körperlichen Entwicklungserfahrungen. Vollends wenn dann der junge Mensch auch noch sein ganzes Interesse auf die Schulung seiner Kräfte für berufliche Arbeit konzentrieren muß.

Mit dieser Abwendung von der Kirche verbindet sich aber bei der Landjugend durchaus nicht das Bedürfnis, ein kirchliches Leben eigener Art neben dem kirchlichen Leben der Gesamtgemeinde zu beginnen in Form einer Jugendgemeinde oder von Jugendgottesdiensten. Denn auch religiöses Leben gibt es für sie nur in Beziehung auf die ganze Gemeinde. Durch eine Jugendgemeinde würde sie sich aber gerade absondern und herauslösen aus der Kirchengemeinde, würde sie zerbrechen. Auf dem Land gibt es keine besondere Gottesdienstnot im Sinne religiöser Jugendnot. Und so fehlt auch diese Wurzel, aus der in organismischem Wachstum der Jugendgottesdienst sich entwickeln könnte, oder sich als Notwendigkeit ergäbe.

In einem wieder anderen Licht erscheint unsere Frage, wenn wir sie in ihrem Zusammenhange mit der Person des Pfarrers untersuchen. Die städtische Jugendgemeinde, die interparochial *) ist, kann und muß sich ihren Pfarrer wählen. Sie ist also eine Personalgemeinde. Und darin sieht die intellektuell lebendige Jugend einen großen Vorzug. Ja, es ist vielleicht die einzige Möglichkeit, den Gedanken der Jugendgemeinde in die Wirklichkeit umzusetzen. Wie soll sich aber eine Landjugendgemeinde ihren Pfarrer wählen? Lokal- und Personalgemeinde decken sich auf dem Lande. Sie muß den Pfarrer nehmen, der ihr gegeben ist, auch wenn es nur ein Durchschnittspfarrer ist, oder gar einer unter dem Durchschnitt. Aber schon der Name Durchschnittspfarrer besagt, daß sein Typ die Regel ist. Wenn also für Jugendgottesdienst und Jugendgemeinde nur in besonderer Weise begabte oder befähigte Pfarrer in Frage kommen, so müßte schon an dieser Tatsache alles scheitern.

In Wirklichkeit sind aber für eine Personalgemeinde auf dem Lande nicht einmal die Voraussetzungen vorhanden, d. h. das Bedürfnis, für die Verwaltung der religiösen Angelegenheiten der Gemeinde eine ganz bestimmte, so oder so eingestellte Persönlichkeit zu haben. Die Landgemeinde sucht im Pfarrer nicht die von irgendeinem ihr ganz besonders zusagenden Geiste besetzte Persönlichkeit, die etwas will in der Gemeinde, sondern in erster Linie den Träger des Amtes und den Diener des göttlichen Wortes, der ihr zu sagen hat, was dieses ihr gegebene Wort Gottes bedeutet, und der ihr Sakrament verwaltet. Und darum ist das Entscheidende nicht sein subjektives Verhältnis, sondern sein objektiver Amtscharakter. Es müßte denn sein, daß der Pfarrer durch seine subjektiven Qualitäten ein derartiges Unverständnis für den Landmenschen an den Tag legt, daß seine Lage unmöglich wird.

Es wäre einfach ein Unding, und würde jeder Sitte und Ordnung, ja dem eigentlichen Sinn des Gottesdienstes widersprechen, wenn man der Landgemeinde oder gar einer ländlichen Jugendgemeinde zumuten wollte, regelmäßig selbst den Gang des Gottesdienstes zusammenzustellen, die Lieder auszuwählen und womöglich dem Pfarrer einen Text vorzuschreiben. Man würde zur Not Leute dahin bringen können, sich zu derlei Versuchen hinzugeben. Aber sie würden sich dadurch nicht in höherem Grade gemeindet, sondern vielmehr zu einer Handlung verleitet fühlen, die ihrer ganzen Anschauung vom Sinn der Kirche widerspricht. Ich will hier gar nicht auf die psychologischen Schwierigkeiten eingehen, die eine Heranziehung der Landjugend zu liturgischen Handlungen einfach ausschließen.

Der Pfarrer ist schlechthin der Führer in religiösen Dingen, dem die religiöse und gedankliche Führung vor allem im Gottesdienst kraft seines Amtes und der kirchlichen Ordnung obliegt, also auch das Text- und Liederausuchen. Denn die Tatsache, daß beides der Bibel und dem Gesangbuch entnommen ist, ist für den Landmenschen von so starker Bedeutung, daß persönliche Wünsche demgegenüber zum Schweigen kommen. Er denkt nicht individuell, sondern ordnet sein eigenes Ich, wie es auch die anderen tun, dem gemeinschaftlichen, vom Pfarrer geleiteten und von der Gesamtkirche sanktionierten Kultus unter. Er denkt nicht Gemeinschaft, sondern er lebt sie, indem er sie einfach verwirklicht.

Und darin wird der wesentliche Unterschied zwischen ländlicher und städtischer intellektueller Gottesdienstauffassung ganz klar. Die Stadtjugend will im

*) Parochie = Kirchspiel.

Gottesdienst etwas erleben, will sich durch das Bewußtsein etwas lebendig und deutlich machen, was sie nicht hat: die Gemeinde. Und darum sucht sie nach besonderen Kultusformen, die aus ihrer Lage heraus einen tieferen Sinn bekommen, und nach einem besonderen Gotteswort, das ihre Problematik lösen soll, und nach einem Pfarrer, der Geist von ihrem Geist hat. Für die Landjugend, sahen wir, fehlt für alle diese Dinge die innere Voraussetzung. Denn die Landjugend steht mit all ihrem Denken und Fühlen in der Landgemeinde. Und für den Landmenschen ist der Gemeindegottesdienst im wesentlichen ein Ausdruck der religiösen Gemeinschaftsordnung. Jeder Besuch des Gottesdienstes ist im Grunde nichts anderes als ein Bekenntnis zu dieser religiösen Ordnung, die eben darum, weil durch sie Gottes Wille kund wird, zugleich auch ein Bekenntnis zu Gott bedeutet.

In dieser eigenartigen religiösen Haltung des Landmenschen scheinen mir innere Gründe für die Notwendigkeit besonderer Jugendgottesdienste und Jugendgemeinden auf dem Lande nicht vorhanden zu sein. Vielmehr würde man durch eine unbegründete Einführung derselben die Landjugend in eine Lage bringen, der sie innerlich nicht konform ist, und würde u. U. ihre religiöse Entwicklung in einer Weise stören, daß ihr ein unbefangenes, organisches Hineinwachsen in die Ordnung des Gemeindegottesdienstes nur erschwert würde.

Neben die fortschreitende Auflösung der Landgemeinden durch politische, wirtschaftliche, sportliche und andere Organisationen wollen wir nicht auch noch eine Zerküftung des religiösen Lebens setzen. Dem Gemeindegottesdienst muß seine einzigartige Bedeutung als Ausdruck des religiösen Gemeinschaftslebens der Gesamtgemeinde bewahrt werden. Dieser Sinn würde aber durch Einrichtung von Sondergottesdiensten verwischt werden. Auch die Jugend ist ein Teil der Gesamtgemeinde. Würde man sie also herausnehmen aus dem Gemeindegottesdienst, so gäbe es wohl noch Erwachsenen- und Jugendgottesdienste, aber keine Gemeindegottesdienste mehr.

Gewiß wird die Landjugend manches nicht verstehen, was da gesagt wird, wie ja auch vieles über die Köpfe der Erwachsenen hinpredigt. Aber wie dem auch sei — wir Pfarrer wollen ruhig unser Predigen nicht gar so wichtig nehmen, als ob wir damit allein die Seelen unserer Landleute weiterbrächten. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß sie alles begreifen und verstehen, als darauf, daß sie im Gemeindegottesdienst das Symbol einer unverbrüchlichen religiösen Gemeinschaftsordnung anerkennen, die ja auch die Ordnung ihres eigenen inneren Lebens ist.

Und das irgendwie zu erfassen wird auch die Landjugend fähig sein, selbst in den Zeiten religiöser Dürre oder Verkapfelsing. Und darum dürfen wir sie nicht hinausstoßen aus dem Gemeindegottesdienst, sondern müssen wissen, daß sie dazugehört, und daß wir ihr gerade in ihrer Verbundenheit mit der Gemeinde etwas schuldig sind. Es läßt sich ihr auch im Angesicht der Gemeinde manch freundliches oder ernstes Wort sagen, aus dem sie spürt, daß Gottes Wort nicht nur für die „Reifen“ da ist. Dabei scheint mir's auch viel wichtiger zu sein, daß der Jugend das gesagt wird, was sie braucht, als wonach sie verlangt. Denn das wirkliche Bedürfnis der Jugend findet nur selten einen ganz ungebrochenen Ausdruck in ihrem ausgesprochenen Wollen und Verlangen. Das würde ja auch eine ganz klare Erkenntnis und Rechenschaft über ihre eigene seelische Lage voraussetzen. Das wirkliche Bedürfnis steht

vielmehr ganz ungewußt und unbegriffen und nur von dem Erfahrenen mit einiger Klarheit geschaut hinter all dem religiösen Wünschen und Verlangen.

Wenn wir aber das Ziel unserer besten Jugend, das Wort von Walther Sier: „Rein bleiben und reif werden“ im Auge behalten, so kann uns nicht entgehen, daß es doch eben nicht reif machen heißt, sondern reif werden. Und gerade im Hinblick darauf dürfen wir uns dessen getrösten, daß auch über den Flugsandstreden der Jugendjahre Gottes Hand und Schöpfermacht waltet. Und oftmals bricht, wo der Mensch sich bis zum Verzagen umsonst bemüht hat, aus verborgenen Herzenstiefen plötzlich der Quell, der das Leben mit Wachstum und Früchten segnet.

Unter individualistisch-intellektualistischem Gesichtswinkel wird die Landgemeinde immer als etwas Totes, Geistloses erscheinen. Aber wir wollen uns darüber klar sein, daß „lebendig und wahr“ keineswegs immer das ist, was über die Schwelle des Bewußtseins gezerrt und verstanden, d. h. mit dem Verstande ergriffen und in die Schubfächer unseres Intellekts verstaут worden ist. Meist sind die unterbewußten Kräfte und Anlagen des Menschen, sein irrationaler Instinkt, das zuletzt Entscheidende gegenüber dem meditierenden Geist, also das eigentlich Lebendige und Wirkliche. Und diese Tatsache sollten wir bei der Beurteilung der Jugendgottesdienstfrage auf dem Lande nicht übersehen.

Arbeiter und Bauer.

Ein Weg zur Volksgemeinschaft.

Drei „Arbeiterfreizeiten“, eine im Albovorland, in einer Bauerngemeinde bei Göppingen, eine in dem Neckarstädtchen Horb, die dritte in einem kleinen Bauernort auf der Rauhen Alb; und bei jeder wirklich erreicht, was man erreichen wollte: wohlthuende Ausspannung und Erholung während des Fabrikurlaubs, Sichnäherkommen verschiedener Stände, besonders der Bauern mit den Arbeitern, Pflege von Lebensgemeinschaft, vorbildliche Verwendung der freien Zeit zu wertvoller geistiger Betätigung und innerer Klärung in den tiefsten Fragen.

Im folgenden soll von der dritten Freizeit die Rede sein. Auf der Alb sah sich der Versuch besonders schwierig an. Allerlei Erinnerungen aus den letzten Jahren werden lebendig, wenn man um Unterkunft für die zu erwartenden Gäste bittet. Hier hatte man seine liebe Not mit den verhungerten Stadtkindern, die sich durchaus nicht an die Einfachheit der Landkost und an das „trockene Brot“ gewöhnen konnten. Dort sah man aufgeputzte Gestalten aus notleidenden Familien wieder vor sich, denen die mehr als einfachen Dachkammern der Bauernhäuser ein viel zu ärmliches Quartier waren. Hier wußte man von sehr anhänglichen Hamsterbekanntschaften, und dort war aus dem Ruhrgebiet schon zum drittenmal der Junge wiedergekehrt und hatte das letztemal seinen Vater mitgebracht. Man mußte ihnen besonders, das Frühstück zur Unzeit, kochen. Der Bauer will seine Armut nicht sehen lassen, und trägt darum Kostbarkeiten auf, die er sich selbst nicht leistet. Aber gerade dabei läuft er Gefahr, daß die Gastlichkeit mißdeutet wird. Es kommt dazu, daß man voriges Jahr Hagelschlag und dieses Jahr in unserer Gegend eine

beispiellose Dürre hatte. Die Bauernsöhne und gar die Familienväter müssen den weiten Weg ins Tal machen, um Bargeld fürs Steuerzahlen zu verdienen. Wie sollen die vielgeplagten Hausfrauen neben der Sorge für Kinder, Viehfutter usw. noch einen Gast betreuen können? „Wir verdienen nicht soviel wie Arbeiter.“ „Wir haben nie Urlaub und können uns keine Erholungsreise gestatten. Und wenn wir uns mit vieler Mühe losmachten, wäre es doch keine Erholung, weil wir immer denken müßten, wie sie sich zu Hause plagen.“

Kurzum, es schien fast ein Unrecht, den Plan durchzuführen. Um so mehr lockte es, trotz der Ratlosigkeit, den Gästen einmal einen wirklichen Einblick in die Verhältnisse zu verschaffen. Und als der Ausweg gefunden war: Massenslager und gemeinsame Verpflegung, öffneten sich unter der Bedingung, daß von Verköstigung abgesehen wurde, plötzlich und gern Gastkammern in genügender Anzahl.

Beim Sommerfest des Evang. Volksbundes wurden die Gäste, die aus verschiedenen Industriestädten des Landes stammten, begrüßt. Unter breitlästigen Bäumen, in sanft ansteigendem, zur Naturbühne geschaffenen Gelände versammelt sich dazu alljährlich eine Gemeinde von gegen 2000 Seelen aus dem ganzen Bezirk. „Heimat und Kirche“ war der Grundgedanke des Festes, und von der verlorenen und wiedergefundenen Heimat redete das Spiel vom verlorenen Sohn, von Bauernburschen und -mädchen, in andächtiger Hingabe gespielt und mit Chorgesang alter Volkslieder und Choräle begleitet. In dieser Festgemeinde fühlten sich unsere Arbeiter sofort zu Hause.

Von einem Sonntag zum andern dauerte die Freizeit. Es galt, sie auszukaufen und doch Ueberanstrengung zu vermeiden. Das Wetter kam dabei zu Hilfe. Denn meistens konnten wir in einer Zeit brütender Hitze, Ende Juli, auf unserer lustigen Albhöhe, an der Stelle, wo wir unseren 36 Gefallenen 30 Linden gepflanzt haben, bei wohlthuender Kühle im Freien sein. Hier hörten wir einen Teil der Vorträge „Luther und wir“, die den eigentlichen Gegenstand der Freizeit bildeten: 1. Luther und die Frömmigkeit, 2. Luther und die Kirche, 3. seine Stellung zu Wirtschaft und Beruf, 4. zu Staat und Obrigkeit. Ein halber Tag galt dem Vortrag, der meist sehr große Anforderungen stellte; ein anderer Halbtage der Aussprache. Der Vorstand der württembergischen Arbeitervereine und der erste Geschäftsführer des Evang. Volksbundes teilten sich in die Darbietungen, wie zuvor in die organisatorischen Vorbereitungen. Aus den Erfahrungen der Aussprache können wir bloß Mut machen, daß man in der Schwere der zu bietenden Kost nicht ängstlich sei. Denn jedesmal wußten die Arbeiter, deren Anteilnahme an geschichtlichen Stoffen wir bewunderten, selbst den Weg zu finden aus der Geschichte zu den Lebensfragen von heute. Nicht ein einziges Mal ist der Strom verebbt oder verlandet, lustig sprang er auch über Felsklöße, und nicht ein einziges Mal wurde bei der Gegensätzlichkeit religiöser und politischer Anschauungen der Boden herzlicher Gemeinschaft und — was besonders betont sei — auch nicht der Wahrhaftigkeit verlassen.

Dazu half besonders die Lebensgemeinschaft, welche die Teilnehmer vereinigte. Die Aufnahme der Gäste bedeutete lediglich eine Erweiterung des Familientisches im Pfarrhaus. An den Hausandachten, Mahlzeiten und Feierstunden, die wir in unserem kleinen Gemeindesaal mit stetig wechselnder Tischordnung hielten, beteiligten sich auch, soweit möglich, die Pfarrerskinder, denen, wie allen Hausgenossen, die Woche zum Fest wurde. Daß das Kleinste unter ihnen erst zwei Monate alt war, gab von vornherein den Familienvätern ein

Gefühl menschlicher Schicksalsgemeinschaft. Bei gemeinsamen Ausflügen und Feierabendstunden kam man sich besonders nahe. Und als im nahen Lautertal unten, einem Schatzkästlein mannigfaltiger Abschönheit und alter Dorfstreckschönheit, am letzten Abend Abschied gefeiert wurde, kam in den Ansprachen immer wieder der Dank dafür zum Ausdruck, daß man bei unserm Zusammenleben „so gar keinen Standesunterschied gemerkt habe“, ein Eindrud, an den wir Pfarrer selbstverständlich überhaupt nicht gedacht hatten. Ebenso selbstverständlich kam aber aus dem Zusammensein der Wunsch der Arbeiter, daß die Teilnehmer sich nach dem Gemeindegottesdienst am letzten Sonntag zur Abendmahlsfeier vereinigen möchten.

Auch mit der anfänglich zurückhaltenden einheimischen Bevölkerung knüpfte sich bald das Band wohlmeinenden Verstehens. Schon am dritten Tage versicherte mir ein Quartierwirt, da habe man sicher die Besten herausgesucht! Glänzende Gelegenheit, sich näher zu kommen, bot die alljährliche Felderbegehung unter Leitung eines Landwirtschaftslehrers, an die wir uns angeschlossen. Vier Stunden unter strömendem Regen durch die Markung, das tat schon gute Wirkung. Vollends als jeder inne wurde, auf welcher Fülle speziellster wissenschaftlicher Forschungen und Kenntnisse sich heut die Felderbebauung stützen muß, so daß der Laie davon nichts versteht, — daß Bauer sein etwas ist, was man eben auch gelernt haben muß, und daß zu dem unausgesetzten Inanspruchgenommensein noch die unangenehmste Witterung kommen kann, um diese Art von Arbeit zu einer besonders schweren zu machen, daß nur spartanische Einfachheit der Lebensführung helfen kann, durchzukommen, und daß die hilflose Abhängigkeit von den Wetschfällen des Wetters einem dauernd, oft schmerzlich, oft mit Staunen vor der wunderbaren Güte und Größe Gottes, zum Bewußtsein kommt, — da schmolz auf beiden Seiten das Eis. Der Boden für die Gemeindeversammlung am Abend war gut vorbereitet, und es war eine Freude, als man dabei (abwechselnd Bauern und Arbeiter) über die schwierigsten Fragen (Agrarzölle, Großgrundbesitz, Arbeitslöhne) offen und friedlich verhandeln konnte, — „auf dem Boden des Christentums,“ wie sie selbst immer wieder betonten. Noch schöner war es, als am nächsten Abend die zur Singgemeinde zusammengefaßte Dorfjugend bei Laternenschein im Pfarrgarten innig schöne Sätze von Chorälen und alten kostbaren Volksliedern aus Bachs und Walter Hensels Werkstatt sang, und wir alle die gemeinschaftsbildende und gemeindebauende Kraft solchen Singens wieder einmal erlebten, während wir zum Schluß im Kreis, mit unseren Gästen Hand in Hand einstimmten:

„Ihr Brüder wißt, was uns vereint:
Ein' andre Sonne hell uns scheint,
in der wir leben, nach der wir streben
als die Gemeind'.“

Da wurde von einem Teilnehmer zum Ausdruck gebracht, was nachher in einem Gästebuch zu lesen stand:

„Was wir suchten, wir haben's gefunden: Luther!
Es lebt die Gemeinschaft der Heiligen.“

Ernst Schieber, Asch bei Blaubeuren.

Zur Landarbeit des Bundes.

Das Himmelreich mit Gewalt an sich zu reißen, entspricht ganz dem Wesen der Jugendbewegten. Persönlichkeit ist alles, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die himmelblauen Idealisten mit ihrem guten Willen auf dem Lande immer wieder Erfolge haben und haben werden.

Nur stürmen sie nicht das Land, sondern sie reißen die Landmenschen anstatt in den Stadtschund und in die Stadtkultur, tun also im Guten, was die anderen im Bösen tun. Und nur wird ihr Arbeiten erst dann gerechtfertigt sein, wenn sie eine Menge Salz mit ihrem Dorf gegessen haben und dann nicht, wie Fritz Philippis Hirsekorn, erklären, daß sie nun mit dem Dorf fertig seien, und den Stab weitersetzen!

Aber auch wir Bauernphilister, d. h. wir philiströsen Leute, die nicht stürmen wollen, sondern die wir dienen möchten, müssen sehr aufpassen, daß wir nicht von falschen Voraussetzungen uns immer wieder irre führen lassen. Wer Rezepte will, welche unfehlbare Erfolge verbürgen, gehe seinen Weg. Er liebt das Land nicht. Wir wollen keine Erfolge, sondern in Gottes Namen leiden für das Dorf, das wir lieben. Wir wollen erlösen. Sonst würden wir nicht arbeiten, wenn wir nicht dahin unseren Dienst richten wollten.

Aber es ist gerade für den Menschen, der ewige Wege sucht, verhängnisvoll, wenn es nun Landnummern hagelt und die Landarbeit plötzlich zum guten Tone gehört. Dann kommen die genialen Gedanken, und dann lassen wir uns zu falschen Einstellungen verleiten. Wer aber das Ziel nicht sieht, kann den Weg nicht haben. Und darum warne ich, mich selbst und die Freunde des Dorfes: Glaubt nicht, daß es sich in unserer wie zu aller Zeit darum handelte, den „natürlichen“ Menschen auf dem Dorf zum Recht zu bringen! Das ist eine ästhetische, aber falsche Einstellung; als sei der Dorfmensch „per se“, um mit Gottlieb zu reden, gut und wir müßten ihm nur den Rücken gegen die Kultur stärken, und alles sei herrlich und gut.

Unsere Väter haben den Dorfmenschen zu dem Kulturstand seiner Zinnteller und Möbel und seines Bauerntums gebracht, weil sie ihn erst einmal aus seinem Natur-Sündenunwesen herausführten durch die Kirche und ihn zu einem religiös Eingeeordneten machten. Und dann konnte die Bauerngeschichte laufen. Wenn wir im Bunde so gute Theologen wären, als die Bauern der Nachreformationsgeschichte, könnten wir ganz gut zufrieden sein und würden nicht die Theologie verachten, die wir nicht haben!

Die Frage ist also nicht, ob die Leute auf dem Dorf an sich besser sind als die in der Stadt, sondern ob die auf dem Dorf heute in Kirchen- und Heimlosigkeit daselbe können, was wir Stadtmenschen finden müssen: nämlich, daß ein Tier sich losreißt, wenn wir uns ausleben wollen, und daß es keine gute Menschenatur an sich gibt, sondern daß wir erst überwinden müssen, wenn wir finden wollen, daß in uns Menschen Natur erst erlöst sein will, und der natürliche Mensch nicht am Anfang unserer Existenz da ist, sondern auf dem Lebensgipfel.

Erst wer so die heutigen Bauern sieht, kann sie richtig beurteilen, nicht überschätzen, aber auch nicht verzweifeln. Und damit werden uns viele Ideologien und Schwärmereien erspart bleiben und eine heilsame Ermüchterung wird Wert und Wege zeigen.

Da mit diese Art der Behandlung von einem wesentlichen Menschen der Vergangenheit klar gemacht worden ist, haben wir auf unserer Dorftagung in Kranichfeld diesen Mann und sein Werk zu uns reden lassen, darum handelt auch dieses Heft von ihm, nämlich von Jeremias Gottthelf. Walthor Kalbe.

Zusammenfassung.)*

Von Walthor Kalbe.

Die erste Thüringer Dorftagung hat nicht den Sinn gehabt, in einer vollstündlichen Weise zum Dorf selbst zu sprechen. Wir sind zusammengekommen aus der Empfindung heraus, daß einmal in unserem Bunde die Dorfarbeit in einer neuen Weise gesehen werden muß. Wir glauben, daß der Bund für unsere Dorfarbeit etwas zu sagen hat, wir wollen, daß im Bund in dieser Richtung etwas anders werden soll und daher haben wir etwas zu erarbeiten versucht: Wir wollen herauskommen aus den Ueberschwenglichkeiten, mit denen ein Teil unserer Jugend geglaubt hat das Dorf erneuern zu können. Hilfe ist nötig im Dorf, denn es ist etwas in Gefahr. Es muß geändert und geholfen werden.

Wir haben gehört, wie die Jugendbewegung selbst aus dem Dorf wertvollstes Volksgut empfangen hat, Volkstanz und Volkslied, und es ist recht, wenn nun diese Jugend wieder ins Dorf zurückkehren will, um dagegen etwas zu geben. Aber plötzlich sieht die Jugend ihre Unfähigkeit, eine Sprache zum Dorfe zu finden, die verstanden wird und aller guter Wille scheitert an der Unkenntnis der Sachlage.

So nehmen wir aus unserer Dorftagung als die eine Feststellung mit: Wer das Dorf verstehen will, muß das Dorf erkennen lernen! Eine andere Sprache zu lernen, sich hineinzufühlen in eine neue Welt gilt es für uns, die wir aus dem Zeitgeist herauskommen, und wer das nicht will und kann, wird nur Verwirrung stiften und nicht helfen können. Und das, was wir aus unserem Bundesgeist heraus als größtes Ziel vor uns sehen und suchen, ist, daß wir unsere Dörfer nicht von oben herab behandeln möchten, und sie nicht als eine Welt, die nur in Museumslust gedeihen kann, betrachten möchten, wir wollen die Zeitaufgaben unseres heutigen Dorfes zu begreifen versuchen. Es gilt nicht diese und jene Sitte lebendig zu machen, sondern zu den Müttern des Lebens hinunterzusteigen, daß wir wissen, eine wirkliche Hilfe kann nur kommen, wenn wir unser Dorf nicht mehr von der Zeitentwicklung absondern, sondern den Geist lebendig machen, der den Zeitgeist meistert, der zerlegend über das Dorf geht. Den Geist, der aus der alten und neuen Kraft heraus die Vollmacht findet, sich nicht nur belächeln zu lassen — das Wertvollste ist das, was belächelt wird. Das ist die ganz große Aufgabe, die wir aus unserem Bund heraus suchen können und wollen. Ein ehrfürchtiges Versinken in die Dorfwelt ist not, daß wir die Kräfte, wie Freund Alart sagte, die „schlafenden Augen“ in Ehrfurcht spüren, und das ernst nehmen, und daß wir wissen, daß diese Dorfwelt nur geschützt werden kann, wenn wir die überwindenden Kräfte lebendig machen. Ein neuer Hunger und Durst muß ins Land kommen, dann erst kann unser Volk aus der Verwirrung, in der wir drin stehen und zu der auch das Verhältnis von Stadt und Dorf gehört, genesen. Nicht gefühlsmäßig vorgehen, sondern aus der klaren Erkenntnis der Situation; die Menschennot und heutige Lage, in der wir drin stehen, fordert von uns, daß wir in einer ganz neuen Weise die Kräfte suchen, die wir als die Geisteskräfte verehren, die wieder real und ernst genommen werden sollen und Vollmacht schaffen sollen, daß, die sich als Feinde bekämpfen, sich als Brüder erkennen werden.

Wir sehen den einen großen Weg in dem Wort „Gromm“ unserer Bundeslösung. Wir warten auf den Tag, wo unser Volk aus seiner geistigen Lähmung sich wieder durchfindet zu den Quellen des Lebens, wir warten, daß in der Philosophie wie in der Weisheit des Volkes Christus wieder Raum bekommt, daß in der Verwirrung des Volkes, in der Gleichgültigkeit, daß da wieder etwas Neues kommt, daß unser Volk begreifen lernt, daß es zugrunde gehen muß, wenn die Kirchen abseits stehen, wenn nicht das lebendige Herz schlägt in Werk- und Feiertag. Das ist die Not, die Stadt und Land unter eine große Aufgabe stellt, und da müssen wir zusammen ringen.

Das andere ist das, was wir heute gezeigt bekommen haben, daß wir nicht mit intellektuellen, mit Aufklärungs-Möglichkeiten arbeiten sollen, daß wir nicht Reden

*) Nachschrift von Kranichfeld.

halten, sondern daß die Ehrfurcht wieder gesucht werden muß, die sich ins Dorf hinein-
stellt, daß im Zusammenleben unserer Bünde die Ehrfurcht des Alltags vor den
Gottesordnungen wieder lebendig wird, daß das, was wir als schlafende Kräfte emp-
finden, wieder anerkannt wird, ernst genommen und pfleglich behandelt wird. Das ist
der andere Weg, den wir vor uns sehen.

Und nun hätten wir noch darüber nachzudenken, was wir in unserem Thüringer
Land tun könnten. Wie ist die Lage des Dorfes bei uns? Darüber werden wir später
auf einer ähnlichen Tagung sprechen und daran arbeiten müssen. Aber wir haben auch
darüber nachzudenken, was wir in unserem Landesverband wirklich tun könnten. Ich
gebe als Ziel mit: Daß wir möglichst oft im Jahre ähnliche Zusammenarbeit suchen,
und zwar immer ausgesprochene Zusammenarbeit der Leiter, in der nicht nur die
Voraussetzungen des Dorfes geklärt werden müssen, sondern wir müssen fühlen, daß
wir im Bundesgedanken vereint sein müssen und gemeinsam tragen. Das muß die
nächste Tagung bringen, und auch die Jugend muß dabei sein. Daß die Führer in
unseren Bünden mit uns gehen und Zusammenarbeit suchen, ist das Entscheidende.

Manches von den gegebenen Anregungen könnte verwirklicht werden, z. B. eine
Freizeit in Großbuden mit der praktischen Werkarbeit.

Wir haben heute früh vereinbart, daß in unseren Bundeszeitschriften veröffentlicht
werden soll, was wir hier erarbeitet haben. Wir sind ein herzlich kleiner Kreis hier
gewesen und wenn man nach dem Fleißgewicht die Bedeutung feststellen wollte,
müßten wir kläglich abschneiden. Aber wir wissen, ohne Hochmut, daß wir die
Menschen sind, die am Sender stehen und in den Bund hinein etwas zu sagen haben.

Für unsere Dorfheimat können wir aus diesen Tagen etwas mitnehmen und den
schönsten Dank geben durch treue Arbeit in unserem Dorfe.

Ausspruch:

Unsere Thüringer Älterenarbeit.

Walther Kalbe.

Unsere Thüringer Älterenarbeit ist gelegentlich in „Unser Bund“ erwähnt
worden, und es ist uns bekannt, daß aus der Verschwiegenheit unserer Thü-
ringer Arbeit im Bunde selbst allenthalben bekannt geworden ist. Wir halten es
deshalb für angebracht, unsere Thüringer Älterenarbeit einmal kurz zu kenn-
zeichnen, damit Unklarheiten vermieden werden und die sachliche Auseinander-
setzung der einzelnen Älterentreife mit unserer Älterenarbeit möglich ist.

Wir bilden uns ein, daß wir in Thüringen die eigentliche Älterenarbeit
des Bundes aufgenommen haben, und sehen in der anderen Bundes-Älteren-
arbeit ein Verlassen der Linie, die in Brieg seinerzeit herausgearbeitet worden
war. Das, was damals durch Jörg Erb ausgesprochen worden ist, war nach
unserem Urteil vor allem das Ergebnis der Jugendbewegung, die durch Don-
dorf in den Bund gekommen ist, und die eine Erschütterung unseres Bundes-
lebens gebracht hat, die man als eine Krisis bezeichnen darf, von der wir Hei-
lung und Frucht erhoffen. Die veränderte Lage des Bundes hat sich dadurch
gekennzeichnet, daß nun mit Entschiedenheit gefordert worden ist, die Jugend
möchte den Bund nicht als eine größere Kinderbewahranstalt durchlaufen, son-
dern die vielen, die nicht dem Bund als Führer dienen konnten nach den
zünftigen Jahren der Bundeszugehörigkeit, begehrten nun, daß sie als Ältere, d. h.
als geistig selbständige Menschen im Bunde, die Gemeinschaft finden, welche alle
Bundeshochziele im Leben durchsetzt und so erst recht Ernst macht mit dem
letzten Bundeswillen. Und aus dieser Gesinnung heraus regte sich in diesen
Reisern im Bunde vor allem noch der andere Wunsch, nämlich, sich nicht

geistig bevormunden zu lassen, sondern geistig mitverantwortlich zu sein und sich unter Führer zu stellen, mit denen eben reifere Menschen nur durch Lebensverbundenheit zusammengehören können. Stillschweigende Voraussetzung war, daß die mindestens 18jährigen Menschen so weit gekommen sind, daß sie über die Problematik der Jugendbewegung hinauswollen, daß weiter in ihnen die Erkenntnis da ist, daß sich zwar mit Worten trefflich streiten läßt, aber daß der eigentliche Lebensernst da beginnt, wo nicht eine neue Theorie gesucht wird, sondern wo der Mensch selbst sich wandeln muß, so wie es in dem „Tut Buße!“ des Christusrufes uns entgegenschallt.

Diese Linie ist von uns Thüringern bewußt fortgeführt worden. Gewiß hat auch unsere Thüringer Älterenarbeit über ein Jahr Versuche gemacht, die noch allzu jugendbewegt waren und infolgedessen fruchtlos geblieben sind, und es wäre wohl auch das Schicksal so mancher Bundesgenossen wie auch das unsrige gewesen, daß die Impulse der Bewegung uns ergriffen hätte; aber im Sommer 1925 klärten wir diese Situation auf einem Älterentreffen in Jena, sagten uns vor allem auch, daß die erdrückende soziale Not unseres Volkes uns immer wieder hilflos finden müßte, wenn wir selbst nicht Ziel und Weg erkennen, um etwas tragen zu können. So schlossen wir uns zu einem Älterentkreis zusammen, der in einem Vertrauensverhältnis zu seinem Führer über die Geistesrichtigkeit und Problematik hinausstrebt und in gemeinsamer Arbeit das Ziel verfolgte, die inneren Voraussetzungen zu schaffen, auf denen eine fromme Lebenshaltung möglich werden könnte. So hat schon im Anfang vor unseren Augen das Ziel gestanden, ein neues Verständnis des Heiligen Abendmahls zu erringen. Wir sind diesem Ziel nicht nähergekommen, indem wir nun über das Abendmahl disputiert haben, sondern sind Wege gegangen, die für uns, die wir hier in einer schönen Lebensgemeinschaft gewandert sind, reich an inneren Fügungen waren. Wir haben vor allem auch mit Blumhardt uns beschäftigt und sind im Jahre 1925 auf unserem Großbodunger Älterenlehrgang nach 1½ Jahren so weit gewesen, daß wir mit der Bibel uns beschäftigen durften.

Vor der Bibel haben wir uns entschieden, durch die Hilfe der Anthroposophie den Zugang zu suchen, den wir aus unserem guten Menschenwillen heraus nicht gefunden hätten, und sind uns der Schwierigkeit, die in dieser Entscheidung liegt, wohl bewußt gewesen, vor allem bei dem Urteil, das im Bund weithin über die Anthroposophie herrschend ist, haben aber aus unserer Ueberzeugung heraus mit vollem Verantwortungsgefühl diesen Weg beschritten und sind dankbar für das, was wir durch diese Hilfe zu Christus empfangen haben.

Klar sind wir uns darüber gewesen, daß wir nun so handeln durften, wenn wir nicht anders handeln konnten, und wir haben in unserer Stille gar oft unsere Bundenöte durchdacht. Es wäre für uns leichter gewesen, da wir ein in uns geschlossener Kreis sind, die Bundesöffentlichkeit zu meiden und uns selbst zu leben; aber gerade aus dem, womit wir uns beschäftigen durften, ist uns die Verantwortung erwachsen, dem Bunde zu dienen. Und so darf ich, der ich selbst nicht zu den Älteren gehöre, aber im Landesverband arbeite, hier aussprechen, daß unsere Thüringer Landesverbandsarbeit im wesentlichen von unseren Älteren getragen wird, daß es für mich eine der schönsten Erinnerungen im Bunde geworden ist, wie hier Menschen der verschiedensten Berufe, der verschiedensten sozialen Einstellungen sich in einem freudigen Christusbienst

vereinigt und wirklich oft mit großen Opfern gerade den Jüngeren zu dienen versucht haben, die ohne das Einspringen unserer Älteren in dieser Uebergangszeit nicht nur dem Bund verloren gewesen wären, sondern ohne rechte Jugendhilfe geblieben wären.

So liegen im ganzen die Dinge bei uns in Thüringen. Wir wissen, daß ihr anderen im Bunde vielleicht ganz anders urteilen werdet, aber wir wissen auch, daß ihr uns gehen und gelten lassen werdet, so wie wir das euch gegenüber tun, und wir gedenken auch fernerhin nicht mit Ueberschriften und mit Potemkinschen Dörfern zu arbeiten, sondern in der Stille darum zu ringen, daß das, was wir als einen Anfang empfinden, in uns treue Diener findet, und daß so der Bund im letzten Sinne für uns gewahrt wird. Die Ziele unserer Arbeit und den Älterendienst unseres Landesverbandes könnt ihr äußerlich niedergeschlagen finden in unserem Landesverbandabblatt „Der Thüringer“, der von unseren Älteren verwaltet wird und auf seinem beschränkten Raume dem dienen möchte, was wir wollen.

Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend.

Hans Schlemmer.

Daß ein neues Buch Wilhelm Stählin's nicht nur für unseren Bund, sondern für die gesamte Jugendbewegung und darüber hinaus für die gesamte Jugend überhaupt von größter Bedeutung ist, bedarf keiner Ausführung. So ist denn auch das vorliegende Buch voll des Beachtlichen und Wertvollen. Es ist nicht möglich, hier alles aufzuzählen, worin ich mit dem Verfasser völlig übereinstimme, denn das wäre unendlich viel; ich begnüge mich daher damit, nur ein paar Gedanken herauszuheben, für die ich Stählin ganz besonders dankbar bin. Da ist an erster Stelle zu nennen eine Ausführung über die Möglichkeit des Dienstes (S. 70 ff.). Daß Dienst die „Projektion des Idealismus auf die Ebene der Wirklichkeit“ ist und daher gar nicht hoch genug geschätzt werden kann, daß aber andererseits die Fähigkeit zum Dienen zur Voraussetzung hat eine gereifte Persönlichkeit und daher voller Dienst nur sehr unter Vorbehalt von der Jugend gefordert werden darf, ist ein geradezu befreiender Gedanke, denn ich die denkbar weiteste Verbreitung wünschte. Ein augenblickliches großes Opfer, und sei es das Opfer des Lebens, kann von der Jugend durchaus verlangt werden, wie der Krieg tausendfältig bewiesen hat; ja, es ist wohl sogar so, daß der junge Mensch leichter stirbt als der alte. Aber ein schwerer Dienst, der den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, muß notwendigerweise den zerbrehen, der selber eben noch kein ganzer und starker Mensch ist, sondern sich erst im Werden befindet. Ich wäre nicht imstande, alle die mir bekannten jungen Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen usw. aufzuzählen, die an diesem Widerspruch von Fähigkeit und geforderter Leistung zugrunde gegangen sind oder jedenfalls in Gefahr waren, zugrunde zu gehen. Hier liegt eine Tatsache vor, die gar nicht ernst genug beachtet werden kann.

Zweitens sei als ein mir besonders wertvoller Gedanke genannt: Stählin's Betrachtung über die „Kirchlichkeit“ der heutigen Jugend, mit der die Akritiken aller Färbung mit besonderer Vorliebe hausieren zu geben pflegen. Daß ein neu erwachter Sinn für Kirche und Gemeinschaft zum Teil vorhanden ist, stimmt natürlich, aber Stählin hat völlig recht, wenn er darauf hinweist, daß auch dieser Jugend alles Eigeninteresse kirchlicher Organisation, die Autorität der kirchlichen Lehrverurteilung, der Einfluß der Kirche auf die Schule und ähnliches höchst gleichgültig und fast lächerlich ist^{*)}. Auf der letzten Preussischen Generalsynode wurde von einer Seite behauptet, die Jugend verlange süemisch, daß die bisserigen Generalsuperintendenten künftig Bischof hießen. Man kann kühnlich sagen, daß es kaum etwas gibt, was die Jugend weniger interessiert als diese Fragen; und allen Leuten, die sich in deraartigen Illusionen bewegen,

^{*)} Hier ist aber mit aller Deutlichkeit hinzuweisen, daß es heute schon ein Lebensalter im Bund gibt, das man schließlich nicht mehr Jugend nennen kann, das das Ziel in der Gemeinde sucht und befreit ist und befreit sein muß, Einfluß zu gewinnen auf Organisationen und Weiterführung der Kirche.

möchte man wünschen, daß ihnen Stählin's Ausführungen in möglichst großen Buchstaben über den Schreibtisch gehängt würden. Ist es doch ein Jammer, wenn man immer wieder feststellen muß, wie sehr oft gerade leitenden kirchlichen Persönlichkeiten der nüchterne Wirklichkeitsinn fehlt.

Und endlich noch eins, was mich bei der Lektüre des Buches am meisten ergrieffen hat. Stählin sagt: „Diejenige biblische Gestalt, in der am stärksten das Wesen evangelischer Führung verkörpert ist, ist der Vater in dem Gleichnis vom dem verlorenen Sohn.“ Wie meint er das? Der Vater läßt den Sohn ungehindert ziehen, obgleich er weiß, daß sein Sohn einen Irweg geht, der zunächst ins Elend führen muß. Das soll die Regel für jeden evangelischen Erzieher sein: nicht erfahrene Altersweisheit der Jugend gewaltsam aufdrängen, sondern sie ihre Wege selbst suchen lassen, wenn es auch zuweilen Um- und Jerwege sind; aber immer bereitstehen mit ausgestreckter Hand oder geöffneten Armen, um die festzuhalten und aufzunehmen, die auf ihrem eigenen Wege nicht mehr weiter kommen und nun nach Rat und Hilfe verlangen. O, daß doch diese gleichermäßen mutige und liebevolle Erziehungswisheit in unserer Kirche immer mehr Platz griff! Erst dann würden wir zu Jugendleben und Jugendarbeit kommen, die nicht nur evangelisch heißen, sondern evangelisch sind. —

Es lag mir daran, dem Gefühl innigsten Dankes gegen Stählin zunächst Ausdruck zu geben für alles, was er uns in seinem Buche bietet, und wovon ich nur einen ganz kleinen Teil erwähnen konnte. Es sei mir nun aber gestattet, noch einige Gedanken des Verfassers namhaft zu machen, denen ich teils mit Bedenken, teils sogar mit Widerspruch gegenüberstehe. Als erstes nenne ich hier eine Betonung des *Schicksals* begriffes, die mir etwas über das mögliche und berechtigte Maß hinauszugehen scheint. Nicht natürlich, daß ich irgendwie die ungeheure Bedeutung des Schicksals leugnen oder auch nur abschwächen wollte; jeder religiöse Mensch, doppelt jeder Christ, wird an ein solches Schicksal glauben, das aus Gottes Vaterband stammt und den Menschen auferlegt wird, gleichgültig, ob dieser zunächst sich darüber freut oder nicht. Aber man kann doch wohl die Tragweite des Schicksals derartig ausdehnen, daß darüber die sittliche Selbstbestimmung und die sittliche Wertung etwas zu kurz zu kommen in Gefahr sind. Wenn z. B. Stählin es als töricht und vermessene bezeichnet, die Menschen der Jugendbewegung als edler, besser und frömmere anzusehen als die Menschen der alten Generation, und nur zugeben will, daß sie unter einem sie adelnden Schicksal stehen, so geht das meiner Erfahrung nach entschieden zu weit. Ich glaube allerdings zu sehen, daß die wirklich jugendbewegten Menschen in der Tat besser sind als das Gros der vergangenen und der gegenwärtigen Generation. Das brauchen diese Leute ja nicht selbst zu empfinden — dann müßte man vielleicht von Pharisäismus reden —, aber wir Älteren — und St. gehört doch auch nicht mehr zu den Jungen im engeren Sinne —, wie können das ruhig zugeben und sollen es mit Dankbarkeit anerkennen. Und darum würde ich auch nicht von „Laster“ der Jugendbewegung sprechen; St. selber gibt zu, daß überall ein ernsthaftes Ringen vorgelegen habe, aber wo das der Fall ist, da kann doch von Laster keine Rede sein. Ich finde überhaupt, daß St. von seiner freudigen Bejahung der Jugendbewegung, wie er sie in seiner Schrift „Der neue Lebensstil“ zum Ausdruck gebracht hat, sich weit, wohl allzu weit entfernt hat; das ist natürlich nicht im mindesten ein Vorwurf, aber ich bedaure es und fürchte, daß St. jetzt zuweilen einer Kritik Raum gibt, die vergißt, daß es sich um junge Menschen handelt, die mit dem Maßstab der erwachsenen Generation zu messen doch seinen eigenen Grundsätzen widerstreitet. Um zum Schicksalsbegriff selbst zurückzukehren: er ist nötig und bedeutungsschwer wie kaum einer. Aber neben ihm muß stehen die Bejahung des sittlichen Willens und damit des sittlichen Urteils. Dem würde St. auch wahrscheinlich im Grundsatz gar nicht widersprechen, aber es scheint mir in seinem Buch zu wenig zum Ausdruck zu kommen.

Ein zweites Bedenken meinerseits betrifft die Würdigung, die St. der *Gemeinschaft* und dem Bunde zuteil werden läßt. Er fragt, warum die Jugend immer wieder so kläglich an der Aufgabe der Gemeinschaft versage, und er schiebt die Schuld dem Gruppenegoismus und dem Ueberwiegen des Genießens in den Jugendbünden zu. Ich kann hier auch nicht ganz mit und hätte namentlich den Ausdruck „kläglich“ gern vermieden gesehen. Der junge Mensch steht erst in der Entwicklung und kann und soll die großen Aufgaben des Lebens, auch des Gemeinschaftslebens, lernen im kleinen Rahmen, damit er später das Gelernte im größeren Zusammenhange anwenden kann. Dieser kleine Rahmen ist seine Gruppe und sein Bund; wenn er in ihm

lebt mit aller Innigkeit und aller Ausschließlichkeit, so sollte man nicht von Egoismus reden, sondern froh sein, daß hier ein Weg beschritten wird, der notwendigerweise zur größeren Gemeinschaft führt. Das wird freilich St. als „Unfinn“ bezeichnen; nun, ich muß dieses Urteil binnehmen und bedaure trotzdem, von meiner Meinung nicht abgehen zu können. Ebenso wie die Jungen oder Mädel, die sich Jahre hindurch um die Lösung mathematischer Aufgaben wirklich ernstlich bemüht haben, dadurch etwas Unverlierbares mitbekommen für ihren späteren Beruf, mag dieser auch mit Mathematik selbst nicht das Geringste zu tun haben, ebenso wird der Mensch, der an einem Punkte Gemeinschaft wirklich erlebt hat, damit, wenn auch vielleicht nicht zu jeder anderen Form von Gemeinschaft, so doch zu vielen anderen Formen fähig und willig. Wer schon den jungen Mitgliedern unserer Bünde immer predigt, daß sie über die Grenzen ihres Bundes hinaus auf das große Ganze schauen sollten, der verfrüht damit die natur- und gottgewollte Entwicklung und kann leicht das Gegenteil von dem erreichen, was er erstrebt.

Endlich noch ein letztes Bedenken. St. polemisiert mit vollem Recht gegen jede Art religiöser Propaganda, die bloß beruhigen und das Leben leicht machen will, und er ist überzeugt, daß die neue Jugend eine solche Verzerrung der Frömmigkeit einfach nicht mehr ertragen wird. In diesem Zusammenhange aber wendet er sich auch gegen die, die mit den Mitteln der Religion die Jugend zu töten versuchen. Hier muß ich widersprechen. Trost ist sicher nicht das Höchste und Letzte des Glaubens, aber etwas unendlich Wertvolles ist er doch und liegt wohl auch im Sinne unseres Meisters, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“ Ich fürchte, daß viele Theologen der Gegenwart in dem berechtigten Bestreben, das Ernste, Suchtbare und Gewalttätige des Glaubens zur Weltung zu bringen, dazu neigen, die eben erwähnte Seite des Evangeliums ungebührlich zu vernachlässigen. Auch St. scheint mir dieser Gefahr nicht ganz entgangen zu sein, jedenfalls nicht in der Theorie, die er in seinem Buche zum Ausdruck bringt. Denn daß er in der Praxis einem jungen Menschenkinde, das bisseleidend zu ihm gekommen ist und nun zitternd und weinend vor ihm sitzt, den Trost versagen sollte, das glaube ich einfach nicht. Sühnen wir uns auch hier davor, die letzte Frucht echten Glaubenslebens zu früh pflücken zu wollen! Die in den Töten ihrer Entwicklungsjahre stehenden jungen Menschen werden in sehr vielen Fällen die Religion zuerst als heilende und tröstende Macht erleben. Das soll gewiß nicht das Endziel sein, aber es ist ein notwendiger Durchgang, den man weder überspringen noch umgehen kann.

Ich will, um zu einem allgemeineren Ausdruck zu gelangen, meine Gedanken so zusammenfassen: ich fürchte, daß St. von der Höhe seines inneren Lebens dazu neigt, von der Jugend zu viel zu verlangen und Leistungen von ihr zu fordern, die nicht möglich und darum auch nicht wünschenswert sind. Ein paar Beispiele für diese Befürchtung habe ich angeführt. Sie ändern aber nichts an der Tatsache, die am Schluß noch einmal betont sei: daß wir in Stählin's neuem Buche ein Geschenk erhalten haben, für das wir nicht dankbar genug sein können, und dessen Reichtum sich uns erst allmählich bei immer wiederholtem Durchlesen und Durchdenken erschließen wird.

Die Gde in der Mitte.

Grüß' Gott und zürnet nit, ihr lieben Leut', daß wir ganz unangemeldet mit dieser doppelten Frucht kommen. Die Eigenart des Stoffes, von dem noch manches abgestrichen werden mußte, verlangte es so und auch die Notwendigkeit des Sparsams. Wir legen nach unserem Brauch hiernit wieder ein Landesverbandsheft vor. Dem Badners und dem Schleierheft folgt hier das Arianischfeldheft der Thüringer. Daß einige andere dazu eingeordnet wurde, nehmen sie uns nicht übel. Ihnen aber unser Dank, sie haben damit für den ganzen Bund ein gutes Stück Arbeit geleistet. Es sei hier noch nachdrücklich auf den Aufsatz Gräfin Ilse in der „Treue“ 7/8: „Die Frau auf dem Lande“ verwiesen.

Dieses Doppelheft kostet 1 Mk. Wolle das doch niemand übersehen, damit unsere Geldlage, die sich erfreulich gebessert hat, nicht wiederum einen Rückschlag erleidet. Das nächste Heft erscheint am 1. Oktober.

Die Schriftleitung.

Werk und Aufgabe

Landarbeit.

Abkürzungen: D. Pf. Bl. = Deutsches Pfarrerblatt. E. V. J. M. = Christlicher Verein Junger Männer. J. B. = Jugendbewegung. D. K. = Dossiedle. U. B. = Unser Band. B. K. = Bibelkreis. J. D. = Führerbrief.

Wenn wir das besondere Arbeitsgebiet, das wir als Landarbeit bezeichnen, in den beiden Richtungen Werk und Aufgabe betrachten, so kann man nach den bisher vorliegenden Berichten aus Bundeskreisen zusammenfassend sagen, daß wohl mancherorts gewerkt und gewirkt wird, daß aber die Aufgabe als solche erst anfängt, wirklich erkannt zu werden. In dieser Tatsache liegt vielleicht eine Kritik an der Art, wie die gesamte Jugendarbeit des Bundes auf dem Lande bisher gepflegt worden ist, nicht aber eine Kritik am Bunde selbst. Denn der Bund hat sich in dieser Hinsicht nicht mehr und nicht weniger vorzuwerfen als alle die anderen Organisationen, die in neuerer Zeit auf diesem Gebiet Entdeckungen gemacht haben.

Ich betone: besonderes Arbeitsgebiet im Gegensatz zu all jenen Bemühungen, die von der Voraussetzung ausgehen, daß Jugend eben Jugend sei und daß man sie darum überall in gleicher Weise anfassen müsse. „Man meinte,“ so schreibt Landesjugendpfarrer Christiansen (D. Pf. Bl. 4/26, S. 63), „wenn man nur erst einmal einen Verein habe von einigen Jünglingen und Jungfrauen, dann sei das Problem . . . für die betreffende Gemeinde erst mal gelöst, wenigstens in seinem Anfang. Dann läme es nur noch darauf an, daß der Verein ‚wächst.‘“ Man täuschte sich mit dem bloßen Vorhandensein von irgendwelcher Jugendarbeit über die besonderen Aufgaben, die das Land stellt, um so leichter hinweg, als man sich der beruhigenden Zuversicht hingab, daß man selbstverständlich den besseren Teil der Jugend in seinem Verein habe. Mit diesem bescheidenen — vielleicht auch unbescheidenen — Anspruch, den man sich gleichzeitig als Erfolg gutschrieb, war man zufrieden. So arbeiteten städtische und ländliche Jünglings- und Jungfrauenvereine nach allgemein anerkannter Methode, so stand der E. V. J. M. in Stadt und Land auf der gleichen Pariser Basis, so suchte die J. B. auch auf dem Dorfe ihren Anhang und sang und tanzte und spielte und feierte ihren neuen Lebensstil in die holzgeschnittenen Formen des Landmenschentums hinein. Und man hatte greifbare „Erfolge“. Die Zahlen bewiesen es ja. Und das genügte.

Aber für diejenigen, die sehen wollten, fängt diese Form der Arbeit doch an, problematisch zu werden. Selbst ein Mann wie Stange, für den das Schwergewicht der Jugendarbeit an ganz anderer Stelle liegt, gibt neuerdings zu: „Man soll nun auch nicht den Unterschied verkennen, der auch heute noch die Struktur des dörflichen Lebens von der großstädtischen unterscheidet. Nach dieser Richtung hin sehe ich eine besonders dringende und noch ungelöste Aufgabe unseres evangelischen Jungmännerwerkes“ (J. D. März/April 26, S. 68).

Die Struktur des Landmenschen ist eine andere als die des Stadtmenschen. Auf diese Tatsache schon seit Jahren hingewiesen zu haben ist das unbestreitbare Verdienst der Männer, die sich um die D. K. (Herausgeber H. v. Künke) geschart haben. In wissenschaftlicher Form tritt uns diese Erkenntnis zum erstenmal in Sprangers „Psychologie des Jugendalters“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig) entgegen. Aber wie schwer es ist, einmal seine ganze Betrachtungsweise auf

diesen Gesichtswinkel einzustellen, das zeigt ein Beitrag zur Psychologie der Landjugend (Rundblick 6/26, S. 135 ff.), der im wesentlichen Sprangers Gedanken reflektiert, aber durch verschiedene Bemerkungen die Befürchtung erweckt, daß dem Verfasser die innere Struktur des Landmenschen doch verborgen geblieben ist.

Diese besondere Struktur aber zu erkennen ist die Voraussetzung jeder Landarbeit. Und so kommen Schulz-Preisterwitz (U. B. 1/26, S. 15) und Lic. Holtz (D. R. 7/26, S. 310) zu der gleichen Folgerung: daß es eine „unabweisbare Gegenwartspflicht“ und die wichtigste Aufgabe unseres Bundes im besonderen sei, Seelenkunde der Landjugend zu treiben. Alles andere befinde sich noch im Stadium der Versuche. Vor allem müssen wir, um uns vor frühzeitiger Enttäuschung und Entmutigung zu bewahren, uns darüber klar sein, daß wir, wie E. Schieber in seinen verständnisvollen Ausführungen (U. B. 1/26, S. 8) mit Recht betont, „Arbeit auf lange Sicht“ treiben müssen.

Bei all diesen Versuchen, das Problem der Landarbeit praktisch zu bewältigen, kann man nun verschiedene Typen unterscheiden, je nach der Rolle, die das bündische Element darin spielt bzw. nicht spielt. Die weitaus meisten Versuche bauen auf eine örtliche Jugendgruppe, einen Verein oder Bund auf. Dabei wird regelmäßig sehr bald das Problem „Bund und Gemeinde“ oder überhaupt das Gemeinschaftsproblem akut. Die Wege, die die verschiedenen Bünde hier gegangen sind, unterscheiden sich hauptsächlich durch stärkere oder geringere Betonung des Auslieferungsmoments. In welcher Weise sich dieses Problem praktisch auswirkt, davon gibt der in seiner rückhaltlosen Offenheit und feinen Beobachtung überaus dankenswerte Aufsatz von A. Steglich (U. B. 1/26, S. 15 f.) ein anschauliches Bild. Hier kämpfen der Gemeinschaftsgedanke der J. B. und die Dorfgemeinschaft einen erbitterten Kampf. Zugleich wird in diesem Ringen deutlich, daß es sich bei dem individualistischen, intellektuellen Gemeinschaftsgedanken der J. B. um etwas ganz anderes handelt als bei dem ganz instinktiv erlebten und gelebten Gemeinschaftsgefühl des Landmenschen. Sie wurzeln in ganz verschiedenem Boden. Das aber wurde fast überall nicht erkannt. Und so schlug mit zwingender Gesetzmäßigkeit mitten in den begeisterten Bundesbetrieb immer wieder eine Macht hinein, die alle Arbeit bis an die Wurzel vernichtete.

Wenn man die Jugend einer Dorfgemeinde unter eine handvoll Vereins-satzungen zu stellen versucht, seien sie nun rein religiöser, oder ethischer, oder politischer, oder sozialer, oder kultur-reformerischer Art, so richtet man damit eine neue Gemeinschaftsordnung auf, die in der ganz anders strukturierten Dorfgemeinschaft einen Riß hervorruft. Denn die Aufgabe des Vereins besteht dann vor allem in der Durchführung seiner Satzungen. Dabei wird sich aber immer eine Anzahl Jugendlicher finden, die aus irgendwelchen Gründen nicht mitmachen will und kann, und die man also aus dem Verein ausschließen muß, um nicht das eigene Ziel und die eigene Arbeit illusorisch zu machen. Damit wird eine Spannung zwischen Verein und Gemeinde hervorgerufen, die ganz besonders empfunden wird, wenn der Verein auch noch übergemeindliche Bindungen einer größeren Organisation gegenüber eingegangen ist. Viel willige Arbeit und Freudigkeit wird in solcher Spannung umsonst zerrieben. Denn „die festgefügtten Ordnungen der Jahrgänge und Kameradschaften zu durchbrechen und eine kleinere Zahl herauszuholen und zu pflegen, das bedeutet . . . immerwährend einen fruchtlosen Kampf. Ich habe den Eindruck, daß der

Verein auf dem Lande nicht ganz die richtige Form ist" (E. Schieber in U. B. 1/26, S. 8).

In den Kreisen des Reichsverbandes der evangelischen Jungmännerbünde wird neuerdings nun gerade auf diesem Gedanken der „Distanz“, wie ihn Stange in der „Kommenden Kirche“ nennt, weitergebaut, in der Erwägung, daß „die bewußt christliche Gemeinde zu allen Zeiten und aus ihrem Wesen heraus eingestellt sei auf die Spannung zwischen ihr und den anderen“. Im Verfolg dieses Gedankens werden seit 1922 alljährlich im Winter unter Leitung des Bayerischen evangelischen Jungmännerbundes Freizeiten oder Winterlager für Bauernburschen abgehalten (vgl. Evang. Deutschland 18/26, S. 137 ff.; auch D. Pf. Bl. 13/26, S. 247). Man führt dabei nach methodistischem Muster durch Evangelisationsvorträge, Gebet und Bibelarbeit die jungen Menschen zur Bußbank und Belehrung und entläßt sie nachher als „Christusbewegt“ und bewußter Opposition gegen ihre Heimat voll nach Hause. Man erzieht zum Oppositionsheroismus und jubelt über den Massenandrang und die fortschreitende „Erweckung“. — Ich erinnere an das Wort von der „weiten Sicht“ und rate zu abwartender Geduld. Auch die Kraft der „Erweckung“ wird sich erst nach zwei bis drei Menschenaltern erweisen. Gleichartige Vorgänge werden aus Ostfriesland auch vor allem von der männlichen Landjugend berichtet.

Methodisch auf gleicher Linie liegend, aber von ganz anderem Geiste getragen sind die „Vertiefungswochen für konfirmierte Jugend“ in Schleswig-Holstein, über die W. Christiansen berichtet (D. Pf. Bl. 4/26, S. 63 f.). Ausgehend von der Ueberzeugung, daß über den Wert und die Wirkung der Jugendarbeit nicht die Vereinsstatistik das letzte Wort zu sprechen hat, sammelt er Kreise von 10—30 Jugendlichen irgendwo auf einem stillen Dorfe um sich, um mit ihnen eine Woche in engster Gemeinschaft zu verbringen. „Mit ihnen leben nützt mehr als zu ihnen reden.“ Der Grundgedanke ist auch hier, den Jugendlichen aus seiner Umgebung einmal herauszunehmen (Distanz!) und in eine neue Gemeinschaft hineinzustellen, die ein so starkes Erlebnis für ihn werden soll, daß er von nun an das Gemeindeleben seines Dorfes mit anderen Augen ansehen lernt. Das Ziel bleibt hier also im Unterschied von der oben erwähnten Jungbauernevangelisation die Bejahung der dörflichen und kirchlichen Gemeinschaft. Iversen-Rendsburg urteilt über diese Arbeit (Landeskirche 28/26), daß es sich hier um Erfolge handle, die man zwar nicht auf dem Papier nachweisen könne, die aber in der Stille sauerartig weiterwirken.

Die aus B. A. und Neupfadfinderkreisen stammende Zeltlagerbewegung findet auch im B. D. J. mehr und mehr Freunde, wie die Berichte im „Thüring“ 3 und 4/26 und in anderen Landesverbandsblättern zeigen.

Noch weiter auf diesem Wege gegangen sind die Heimvolkshochschulverbände, die, von Hermannsburg ausgehend, ihre Heimat und Pflegestätte auch heute noch vornehmlich in der Provinz Hannover haben. Ausführliche Berichte darüber in D. A. 13/25, 18/26 (mit 9 Abbildungen), 7/26, wie ja überhaupt die ganze Bewegung in engster Verbundenheit mit der Dorfkirchenbewegung verläuft. Diese Heimvolkshochschulen sind etwas grundsätzlich anderes als das verbreitete städtische Volkshochschulwesen mit seinem fragwürdigen Angebot von intellektuellen Bildungsurrogaten. In vier- bis fünfmonatigen Kursen wird als letztes Ziel ein entscheidendes Gemeinschaftsenerlebnis der jugendlichen Teil-

nehmer angestrebt. Daneben soll eine aus der Struktur des Landmenschen gewonnene, vertiefte Schau für die Gesamtwelt des Landes erarbeitet und vermittelt werden als Grundlage für eine Umwertung und Wiedergewinnung der durch die moderne Zivilisation verschütteten urwüchsigen Lebensformen des Landes. Auch hier hegt man die Hoffnung, daß die Früchte eines solchen Gemeinschaftsenerlebnisses langsam reifen, indem die einzelnen Teilnehmer mit neuer Heimatliebe und «ehrfrucht» erfüllt in ihre Dörfer zurückkehren und zu Keimzellen eines neuen Landmenschentums heranwachsen. Mich dünkt, hier wird viel gute Saat gesät. Auch im VDJ. beginnt man sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen (vgl. die Berichte über den Habertshof in Ostland 2 und 3/26, dazu auch D. R. 15/26, S. 606).

Die andere Lösung des Gemeinschaftsproblems scheint mir in der Richtung zu liegen, in die W. Stählin, wenn ich ihn recht verstanden habe, mit dem Worte weist: „Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß die Gemeinde in einem noch viel tieferen Sinne als Volk und Staat das notwendige Ziel ist, in dem das Gemeinschaftsstreben der J. B. mündet“ (U. B. 2/26, S. 57). Freilich bedarf dieser Satz mit Beziehung auf die Landgemeinde einer nicht unwesentlichen Umdeutung (vgl. meine Ausführungen über die „Grundlagen unserer Landarbeit“ und „Jugendgottesdienst und Jugendgemeinde auf dem Lande“ im vorliegenden Heft). Wir sahen, in welche Konflikte die J. B. mit ihrer Isolierung einzelner Jugendlicher gegenüber der Gesamtgemeinde hineinsteuert, ohne sich selbst unbeschadet hindurchschlagen zu können, geschweige denn Dienst an der Gemeinde zu leisten.

Unter diesem Eindruck beginnt man neuerdings andere Wege zu gehen. Schon Lembke weist in seinem Vortrag über „Jugendarbeit auf dem Lande“ (Flugschrift des VDJ., Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin 1911, S. 24 und 26) darauf hin. Er hält zwar den Vereinsgrundsatz aufrecht, fordert dann aber: „allgemein muß die J. B. sein“, und er meint damit: die ganze Dorfgemeinschaft umfassend.

In diesem Sinne fordert Schieber (U. B. 1/26, S. 5) die ländliche Jugendgemeinde, die — im Gegensatz zu der kleinen Gemeinschaft von Gleichgesinnten in einer Jugendgruppe — eine Jugendgemeinschaft des ganzen Dorfes erstrebt, um die in ihr erweckten guten Kräfte zu einer wirklichen Macht im Dorfe werden zu lassen. Auch praktische Versuche in dieser Richtung liegen vor. In einer privaten Hschrift berichtet ein junger Pfarrer, daß er die gesamte männliche Jugend seines Speßartdorfes in einer Jungmannschaft zusammengefaßt und mit ihr eine Art fortbildungsschulmäßiger Arbeitsgemeinschaft mit heimatischem Einschlag gegründet habe, die eine erfreuliche Lebensbewegung in dieser Jugend gezeitigt hätte. Es war freilich kaum mehr als ein Anfang, wovon der Bericht sprach, und darunter allbereits eine — Fausterkklärung!

Eine ideale Form von ländlicher Jugendgemeinschaft oder «gemeinde» scheint in den deutschen Gemeinden Siebenbürgens zu bestehen (vgl. D. R. 7/26, S. 313), wo nach der Konfirmation jeder Jungbursch, jedes Jungmädchen ohne weiteres, weil es so Sitte ist, in den Kreis der Bruderschaft bzw. Schwesterchaft übertritt und in der Obhut ihrer Ordnung bis zum 24. Lebensjahre bzw. bis zur Freieung verbleibt. Solche Jugendgemeinschaft steht nicht außerhalb oder gar in Spannung zur Dorfgemeinde, sondern sie steht mitten drin als ein lebendiges, organisches Glied ihrer Ordnung, sie dient der Gemeinde und ist Gemeinde im tiefsten Sinne.

Wenn wir Landarbeit treiben, müssen wir uns vor dem Irrtum hüten, eine lebendige dörfliche Jugendgruppe ohne weiteres als ein Stück Landarbeit zu bewerten. Oft genug ist es nur Bundesarbeit, was da geleistet wird, aber keine Landarbeit. Wir stehen noch ganz in den Anfängen wirklicher Landarbeit, ja in den Anfängen des Verständnisses, was Landarbeit überhaupt von uns fordert. Und darum muß es unsere erste Aufgabe sein, uns darüber zu verständigen, was diese Forderung bedeutet. Solcher Verständigung diene die dörfliche Jugendtagung in Berlin im Februar 1926 (Referate erschienen als wertvolles Sonderheft der D. R. in der Landbuchhandlung Berlin, unter anderem sehr wichtig G. Mahrs grundlegende Ausführungen zur Psychologie der Landjugend). Solcher Verständigung diene auch die Dorftagung der Älteren des Landesverbandes Thüringen im BDJ. in Kranichsfeld vom 6.—9. Mai 1926. Berichte darüber im Thüring 6/26, Treue 7/26 ff. und im vorliegenden Heft von U. B. Gustav Alaer.

Zur Lebensgestaltung.

Aus meiner alkoholgegnerischen Arbeit habe ich gerade für das gesamte Gebiet der Lebensreform (Ernährung, Wohnung, Körperpflege und Körperkultur) viel neues und wichtiges Tatsachenmaterial und mancherlei Erfahrungen für unseren BDJ. mitgebracht. Vielen der Älteren wird das meiste schon bekannt sein. Aber ich möchte jetzt einmal kurz und systematisch das Wichtigste zusammenstellen, was gleichsam ein „Katechismus der Lebensgestaltung“ bedeutet. Zunächst etwas von der Ernährung.

Die heutige Ernährungswissenschaft hat im großen und ganzen das bestätigt, vertieft und auch geklärt, was Naturfreunde, Naturheilmethoden und die sogenannten „Lebensreformer“ schon lange erstrebten. Nur geht es wie beim Alkohol und Nikotin: unser Volk hört wohl die Botschaft, allein ihm fehlt die Tat. Wir Deutsche haben die Ehre, die großen Entdeckungen gerade auch auf dem Gebiete der Ernährungswissenschaft zu machen, aber überlassen es anderen Völkern, die praktischen Lehren daraus zu ziehen.

Neben Wohnungsnot, allgemeinem Wirtschaftsleiden und mangelnder Körperkultur ist die falsche und ungenügende Ernährung weiter Volksteile die Hauptursache der heute sich häufenden Erkrankungserscheinungen und wiederauftretenden Volksseuchen. So wie wir in Wohnung und Kleidung immer weiter vom Leben, Natürlichen und wirklich Schönen uns entfernt hatten, so auch in der Ernährung. Man lese einmal in dem fast spannenden Buch „Kulturreichtum und Säuretod“ von Mac Cann, Verlag Pahl-Dresden, wie weit sich die heutige Lebensmittelproduktion (Mehl, Reis, Zucker usw.) von der Natur entfernt hat und wie wir unsere täglichen Nahrungsmittel immer mehr verfeinern, verschönern und damit unentbehrlicher Nährwerte berauben. Dann laufen wir in die Apotheke und lassen uns künstliche Ersatzpillen verschreiben, anstatt Eisen, Kalk, Phosphor, Lecithin, Vitamine usw. so aufzunehmen, wie sie die Natur uns darbietet. Wir wollen gewiß im BDJ. keine Gesundheitshypochondrie und vegetarische Stadelmpferdreier heranziehen. Auch soll uns nie die befreiende Erkenntnis verdunkelt werden, daß „nichts, was von außen kommt, den Menschen verunreinigt“. Aber aus der hohen Achtung vor unserem Körper als Darstellung und leibliche Erscheinung des Geistes und vor allem als Wert

und Gabe des Schöpfers her kommen wir zu einer richtigen Wertung der Baustoffe für unser „Körperhaus“ und des Betriebsmaterials für unsere Körpermaschine. Das Schönste und Tiefste über diese unsere Pflicht gegenüber unserem Körper las ich in Mahatma Gandhis: „Ein Wegweiser zur Gesundheit“, Rotapfel-Verlag. Ich kann es aufs wärmste empfehlen. Wir Europäer werden bei diesem Büchlein des größten, heute lebenden indischen Weisen und Propheten mit all unseren medizinischen und lebensreformerischen Kenntnissen recht demütig. Er schreibt darinzum Schluß: „Der Körper wurde uns verliehen, damit wir in Demut Gott dienen. Es ist unsere Pflicht, den Körper äußerlich und innerlich rein zu erhalten, damit wir ihn, wenn die Stunde kommt, seinem Geber in der ursprünglichen Reinheit zurückerstatten. Nur dann ist der Körper von wahren Nutzen für uns, wenn wir in ihm einen Tempel Gottes erkennen und ihn der Anbetung Gottes weihen. ... In unserer Brust kämpfen Seele und Satan ununterbrochen um die Herrschaft über unseren Körper. Siegt die Seele, so wird der Körper zu einem machtvollen Werkzeug des Guten, gewinnt aber der Teufel, so wird der Körper zu einer Bruststätte des Lasters. Die Hölle sogar ist einem Körper vorzuziehen, der dem Laster dient, der ständig mit faulen Stoffen angefüllt ist, der stinkende Gerüche von sich gibt, dessen Hände und Füße schändliche Taten vollbringen, dessen Junge dazu mißbraucht wird, Sachen zu essen, die nicht gegessen werden sollten, dessen Lippen Dinge aussprechen, die nicht ausgesprochen werden sollten, dessen Augen Dinge ansehen, die nicht angesehen werden sollten, dessen Ohren Dinge hören, die nicht gehört werden sollten. ... Haben wir die Gelüste des Gaumens bezwungen, so haben wir damit auch über alle anderen Sinne Herrschaft erlangt. Wer aber seine Sinne meistert, meistert die ganze Welt und hat Anteil an der Gottheit.“

Und das Wunderbare: Gandhi lebt diese seine Worte. Was sollen aber wir tun im einzelnen? Wie wird die Befolgung der neueren Ernährungslehre, wonach wir uns wieder mehr von unverkünstelten Nahrungsmitteln ernähren sollten, praktisch und möglich? Am sichersten und einfachsten genügen wir den Forderungen einer naturgemäßen Ernährung, wenn wir unserem gesunden Nahrungsinstinkt folgen, indem wir hauptsächlich uns von den Nahrungsmitteln ernähren, die uns nie überdrüssig werden. Das sind dann auch wunderbarer, nein ganz natürlicherweise die Nahrungsmittel, die alle die Baustoffe und Energien enthalten, ohne die wir nicht völlig gesund sein können. Also ernähren wir uns vor allem mit Schwarzbrot, Obst, Milch, Gemüße, Landbutter, Landeiern, Haferstreifen, Weizenkeimkeime usw., dann brauchen wir uns nicht jedesmal den Kopf zermartern, ob wir auch genug Vitamine in den Leib bekommen. Je weniger wir mit den Nahrungsmitteln machen, die uns der Haushalt der Natur im höchstwertigen Aufbauzustand, gleichsam als ausgesperrte Werte und verkörperte Energie darbietet (Obst, Getreide, Milch, Gemüße), um so besser. Interessieren wird es gewiß in diesem Zusammenhang, daß jede Vergärung ein erster Schritt zum Abbau und beginnende „Aufspaltung“ der hochwertigen Nahrungsmittel (Obst und Obstsaft) darstellt, daß also die alkoholischen Getränke, ganz abgesehen von der spezifischen Wirkung des Alkohols, minderwertige, weil bereits im Abbau befindliche, und darum weniger energiegeladene Nahrungsmittel sind. Daß man stets gut laut, nie über den eigentlichen Hunger hinaus ißt, beim Essen nicht problematisiert, dis-

tutiert oder gar die Zeitung liest und daß man für einen „offenen Leib“ zu sorgen hat: ich denke, das sind doch allmählich selbstverständliche Dinge geworden. Ich füge noch einige gute Bücher an für die Hand des Lesers:

Das beste deutsche Buch über Gesundheitslehre auf lebensreformerischer und zugleich solider wissenschaftlicher Grundlage ist der von Dr. med. J. Schönerberger herausgegebene „Ärztliche Ratgeber für Gesunde und Kranke“, 1. und 2. Teil; Berlin, Verlag Lebenskunst — Heilkunst. Teil 1 enthält zehn Kapitel aus der Gesundheitslehre, wo in musterhafter Kürze alles gerade für unsere Bundesarbeit Wichtige über Ernährung, Alkohol, Rauchen, Zimmerturnen, Atemgymnastik, Licht-, Luft- und Sonnenbäder und Kleidung zu finden ist. Der 1. Band kostet wohl jetzt 15 Mk. Er ist die Anschaffung wirklich wert.

Das neueste rein wissenschaftliche über die Ernährung bietet: Dr. R. Berg und Vogel, „Moderne Ernährungslehre“.

Viel interessante Beispiele bietet das von einem Vegetarier geschriebene kleine Büchlein: Dr. med. Hermesdorff, „Einfluß der Nahrung auf Körper und Geist“; Verlag Pahl-Dresden.

Das wichtigste über die Vitamine, sehr vorsichtig und abwägend: W. Weigel, „Die neu entdeckten lebenswichtigen Nährstoffe, Vitamine“; Verlag Pahl-Dresden.

Der erste Band des Schönerbergerschen Werkes zusammen mit Gandhi's eigenartig feinem Büchlein „Ein Wegweiser zur Gesundheit“ dürften wohl das beste und geeignetste sein, um uns im B.D.J. auf dem Gebiete der gesamten Lebensgestaltung zu fördern.

Lebensreform im B.D.J. hat als Leitgedanke das Pauluswort: „Eure Leiber seien Wohnungen des Heiligen Geistes!“ M. Büch, Steinen im Wiesental.

Wir und die anderen Verbände.

Von Gotthold Donndorf.

Allen Leuten recht getan
ist eine Kunst, die niemand kann. —

Das gilt auch von dem Wirken unseres Bundes in der Beurteilung anderer Verbände. Dem einen sind wir zu kirchlich, dem andern zu unkirchlich, dem einen zu national, dem andern nicht national genug, dem einen zu jugendbewegt, dem andern nicht bewegt genug. Aber wenn man gelernt hat, die freundliche und unfreundliche Meinung seiner Freunde und Gegner nicht allzu gewichtig zu nehmen, dann mag man *summa summarum* doch feststellen, daß unser Verhältnis zu den anderen Verbänden in den vergangenen Jahren ein allgemein erfreuliches war.

Jedenfalls weiß man von uns allmählich, daß uns an weltanschauungsmäßigen und politischen „Auseinander“setzungen nicht so arg viel gelegen ist, daß wir von großen Verbrüderungsutopien ebensowenig halten, daß wir in der Vertrautung und in den Syndikatsbestrebungen, die der Jugendbewegung wieder Inhalt geben sollen, nicht das Heil erblicken, daß wir aber überall zu haben sind, wo man gemeinsam greifbare Aufgaben anpaßt und Wege beschreitet, die der Gemeinsamkeit dienen.

Das bedeutet, daß wir auch in Konfliktfällen zunächst immer den Weg der Verständigung versuchen, ehe wir zum Radei gehen oder mit der Faust auf den Tisch schlagen. Und wo könnten solche Konfliktfälle ausbleiben, da doch die Interessen der mancherlei Jugendgruppen keineswegs immer nur neben-

einander hergehen, sondern sich häufig auch überschneiden. Wir meinen dann immer, daß hier die vornehmste Gelegenheit sei, zu zeigen, ob in der Jugendbewegung wirklich ein neues Wollen für Recht und Gerechtigkeit da ist, d. h. ein tiefer gewurzelter Wille zur Gemeinsamkeit. Gewiß erfordert das mehr Geduld, namentlich, wo im engen Raum enger Verhältnisse nicht nur Gedanken, sondern auch wichtige Lebensbelange der einzelnen Bünde sich oft hart stoßen. Aber es will uns dieser Weg, Gegensätze freundschaftlich auszutragen, doch immer als der einzig richtige erscheinen. Die Jugendbewegung steht heute mehr als je in der Gefahr, durch Gruppenbildungen überlebte Parteikonstellationen der Alten in die Jugend hineinzutragen. Demgegenüber wahren wir uns unsere Freiheit, jeweils zu handeln, wie die besondere Stunde und der Blick auf das Volksganze es erfordern. Wir vergegenwärtigen uns in unserer Zusammenarbeit mit Gruppen anderer Jugendverbände nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame, und haben dann immer wieder gespürt, daß örtliche Reibungen zwischen unseren Gruppen und den Gruppen anderer Verbände, wie sie sich trotz allen guten Willens nie völlig vermeiden lassen, beigelegt werden können, wenn man von beiden Seiten den aufrichtigen Willen zur Behebung solcher Schwierigkeiten mitbringt.

Daß es nicht immer ganz leicht ist, solcher Grundeinstellung treu zu bleiben, mag eine Korrespondenz zeigen, die wir nun seit 1½ Jahren mit dem Jungnationalen Bund führen.

1. Gelegentlich der Absplitterung der Jungenschaft vom Jungnationalen Bund auf seiner Goslärer Tagung 1924 beschloß der zurückbleibende Teil, sich zum Unterschied von der Splittergruppe Jungnationaler Bund (Bund Deutscher Jugend) zu nennen. Wie zu erwarten war, trat dafür sehr bald in beteiligten und fernerstehenden Kreisen die Abkürzung Jungnationaler Bund (B.D.J.) ein. Als wir davon hörten, machten wir am 9. Januar 1928 den Jungnationalen Bund darauf aufmerksam, da Verwechslungen mit unserer hergebrachten Namensabkürzung „B.D.J.“ unvermeidlich wären. Es ergab sich hieraus ein Schriftwechsel, in dem der Jungnationale Bund aussprach, daß eine solche Verwechslung wohl kaum möglich sei, in dem wir dann weiter betonten, daß uns eine ganze Fülle von unliebsamen Verwechslungen bekannt geworden sei. Bis schließlich der Jungnationale Bund versprach, seinerseits die erste mögliche Gelegenheit zu benutzen, um den auch ihnen unerwünschten Zusatz in Fortfall zu bringen. Zurzeit befindet er sich noch durch jenen Beschluß in einer Zwangslage. Diese Mitteilung stammt vom 10. Juni 1928. Derweilen ist ein Jahr vergangen, ohne daß der Jungnationale Bund unserer dringenden Bitte entsprochen hätte. Eine Bemerkung von unserer Seite, daß wir die fragliche Gelegenheit dem Ausschuß der deutschen Jugendverbände unterbreiten würden, gab dem Jungnationalen Bund Anlaß zu erklären, daß eine Mitwirkung des Ausschusses der deutschen Jugendverbände in der ganzen Sache wohl kaum in Frage kommen dürfte. So bleibt uns zurzeit nichts anderes übrig — da freundliche Verhandlungen nicht zum Ziel geführt haben — als uns nun auf den Rechtsstandpunkt zu stellen.

Eigentlich sollte zwischen Bünden der Jugendbewegung der Richter nichts zu tun haben. Da sollte man so viel Achtung vor dem Eigenrecht und der Eigenart, dem Namen und Symbol des anderen Bundes haben, daß man sich scheuen sollte, den geschichtlich geprägten Namen eines anderen Bundes auf sein Banner zu schreiben. Aber wie man hier und da sieht, handelt es sich nicht

nur um einen einzelnen Fall, der nur den B.D.J. und den Jungnationalen Bund interessiert, sondern es ist in der letzten Zeit verschiedentlich vorgekommen, daß Bünde der Jugendbewegung, namentlich nach Absplitterung, um Namen und Abzeichen mehr oder weniger heftige Kämpfe ausfochten.

Um so willkommener ist in diesem Zusammenhange eine Entscheidung des Kammergerichts vom 7. November 1925, die Jugendbünden, deren Name von anderen ameliert wird, einen gerichtlichen Schutz in Aussicht stellt, wenn freundschaftliche Verhandlungen nicht zu dem erwünschten Ergebnis führen. Der hier zugrundeliegende Tatbestand ist kurz folgender: Seit 1897 besteht das „Deutsche Jugendkorps, der Jungsturm“. Im Laufe der letzten Jahre gründete der „Rote Frontkämpferbund“ Jugendabteilungen, denen er den Namen „Roter Jungsturm“ gab. Das „Deutsche Jugendkorps“ erblickte darin einen Mißbrauch seines eigenen Namens und strebte gerichtliche Klage gegen den „Roten Jungsturm“ an, in deren Verlauf der „Rote Jungsturm“ verurteilt wurde. In dem Urteil ist angeführt, daß das „Deutsche Jugendkorps, der Jungsturm“ diesen Namen bereits vor dem Krieg geführt und ein Anrecht darauf habe, seinen Namen nicht von anderen Organisationen bemutet zu sehen. Ihm stehe daher der Schutz des § 12 des BGB. zu. Ein Name solle eine Differenzierung gegenüber dem breiten Publikum sein und Verwechslungen, durch die Interessen des berechtigten Namensträgers beeinträchtigt werden, ausschließen.

Was nun unseren Sonderfall anbelangt, so sind wir überzeugt, daß es dem Jungnationalen Bund durchaus fern lag und fern liegt, die „Interessen des B.D.J. zu beeinträchtigen“. Aber tatsächlich führt es zu einer Beeinträchtigung der Interessen des B.D.J., wenn ein anderer Bund heute den geschichtlich geprägten Namen „B.D.J.“ als seinen Untertitel übernimmt. Man darf erwarten, daß dieser öffentliche Hinweis dem Jungnationalen Bund nun Anlaß zu seinen Untertitel B.D.J. fallen zu lassen oder zu ändern.

2. Als eine der erfreulichsten Erscheinungen innerhalb der deutschen Jugendbewegung darf der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände angesprochen werden, in dem mitzuarbeiten uns seit einem Jahre eine große Freude ist. Der A. d. d. J. dient den gemeinsamen Belangen Jugend und kann seine großzügige Arbeit der Zusammenschließung aller Kräfte treiben, weil er keine konfessionellen, weltanschauungs- und parteimäßigen Schranken aufrichtet, dabei aber die gebührende Achtung auch vor der Eigenart jedes Bundes kennt. Er ist die willkommene Plattform, auf der sich die Führer aller Jugendverbände mehrmals im Jahr begegnen und gemeinsame Anliegen gemeinsam beraten. Um nur eins dieser gemeinsamen Anliegen zu nennen: Wesentlich den unermüdblichen Bemühungen des A. d. d. J., als der gemeinsamen Vertretung aller Jugendverbände mit Ausnahme der Kommunisten es gelungen, die 50 Prozent Fahrpreismäßigung wieder zu erlangen. Und genug zur stärksten Förderung dieser Arbeit.

Augenblicklich steht im Vordergrund seiner Arbeit der Kampf um die gesetzliche Regelung der Freizeit der Jugend. Jeder junge Deutsche soll das gesetzliche Recht auf genügend Freizeit neben seinem Beruf und auf genügend Erholungszeit haben. „Die Freizeit der Jugend“ war das diesjährige Thema auf der Jahrestagung des A. d. d. J. in Kassel, worüber in „Unser Bund“ Nr. 1926 berichtet ist.

In der Fortsetzung dieser Arbeit liegt ein großzügiger Plan, der 1927 zur Ausführung kommen soll. Der A. d. d. J. plant für das kommende Jahr

Berlin eine große Ausstellung „Das junge Deutschland“. Zweck dieser Ausstellung ist, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß den Jugendlichen, wo sie in sozialer, gesundheitlicher, geistiger oder seelischer Not sind, mehr als bisher geholfen werden muß und daß, um der Zukunft des deutschen Volkes willen, keine Mittel gescheut werden dürfen, um die Jugendlichen zu Menschen, zu Männern und Frauen, zu Vätern und Müttern, zu Trägern der Volkskultur und zu Staatsbürgern zu bilden. Dieser Aufgabe, dem deutschen Volke Klarheit über die soziale, gesundheitliche und geistige Lage seiner Jugend und über ihre Hebung zu verschaffen, will die Ausstellung „Das junge Deutschland“ dienen. Diese Ausstellung soll Ueberblick, Besinnung und Ausblick vermitteln. Ein Ueberblick soll geboten werden, der durch eine gründliche Erforschung des gegenwärtigen Zustandes unserer Jugend gewonnen werden wird. Besinnung soll geweckt werden, was für die Jugend durch öffentliche und freie Träger zu tun notwendig ist. Ein Ausblick soll aufzeigen, in welcher Weise und unter welchen Formen die Jugend in die Kultur unseres Volkes hineinwächst. Sie soll dem Grundsatz zum Ziel verhelfen, daß vorbeugen besser, billiger, bevölkerungs- politisch und sozialpädagogisch weiser ist als heilen.

Daß eine solche Ausstellung im Augenblick geradezu eine Notwendigkeit ist, wird durch die eigenartige Tatsache beleuchtet, daß im vergangenen Jahre an zwei verschiedenen Stellen gleichzeitig ein solcher Plan auftauchte. Bei der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, die auf der Lauensteiner Tagung für diesen Gedanken eintrat, und bei unserem Ausschuß. Da der K. d. d. J. die geeignetere und gewisssere Stelle war, eine solche Ausstellung mit helfender Beteiligung aller Jugendverbände durchzuführen, hat die S. A. G. ihren Lauensteiner Auftrag in die Hände des K. d. d. J. gelegt. Schon heute sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß jede einzelne Gruppe wird mithelfen müssen, daß die notwendigen Unterlagen für eine solche große Gesamtüberschau beschafft werden. Der K. d. d. J. versendet demnächst Fragebogen nach dem Bestand von Jugend-, Land- und Stadtheimen. Wo irgend solche Fragebogen in die Hände unserer Gruppen kommen, bitten wir, die damit gegebene kleine Aufgabe treu und gewissenhaft zu erfüllen.

Der K. d. d. J. darf auf der Grundlage seiner heutigen Arbeit unserer weiteren freudigen Mitarbeit gewiß sein, und wir raten allen unseren Landesverbänden, diese Arbeit der Zusammenfassung, soweit sie jetzt schon in den einzelnen Ländern und Provinzen geschieht, durch ebenso bereitwillige Mitarbeit tatkräftig zu fördern.

5. Daß wir nicht uneingeschränkt und bedingungslos jeden Aufruf zum gemeinsamen Vorgehen unterstützen, darf man einem verantwortungsbewußten Bund nicht verargen. Im September 1925 erhielten wir ein Schreiben der Weltjugendliga, Verband Deutschland, das einen Aufruf von Vertretern der organisierten Jugendbewegung Großbritanniens, Hollands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika an die Jugend Deutschlands enthielt, sie solle sich am Ausbau eines „Weltbundes der Jugend für den Frieden“ beteiligen. Die W. J. L. forderte uns auf, die nachfolgende Antwort auf diesen Aufruf zu unterschreiben:

An die Jugend Großbritanniens, Hollands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

„Deutsche Jugend, die keinen Haß und kein Mißtrauen gegenüber anderen Völkern empfindet, dankt Euch für Eure Grüße und die Versicherung der kameradschaftlichen Hilfe an dem großen Werk der Verständigung der Nationen. Tausende aus unseren

Reihen haben aus den Erfahrungen des letzten Krieges gelernt, daß die Anwendung von Waffengewalt zur Beseitigung von Streitigkeiten zwischen den Völkern beseitigt werden muß. Sie haben sich entschlossen, alles zu tun, um den Weg für friedliche Verständigung, für Zusammenarbeit zu ebnen und durch gegenseitiges Verstehen das Vertrauen aufzurichten, das allein die Gewähr für den Frieden bietet.

Aus diesem Drange haben junge Menschen, zwischen denen bisher ein willkürlich gezogener Grenzstrich wie eine unübersteigbare Mauer gestanden, sich nach Beendigung des Krieges die Hände gereicht und gelobt, nie wieder Waffen gegeneinander zu erheben. Vertreter deutscher Jugend haben bereits vor drei Jahren mit Vertretern der Jugend von Belgien, Dänemark, Estland, Frankreich, Großbritannien, Österreich, Schweden, der Schweiz und der Tschechoslowakei Pläne für ein Zusammenwirken entworfen mit dem Ziel, den Krieg unmöglich zu machen. Es ist kein neues Werk, zu dem Ihr uns aufruft. Schon arbeitete fortschrittlich gefinnende Jugend Deutschlands an den Aufgaben, die Ihr nennt. Aber Eure Entschlüsse bedeuten für uns eine große Ermutigung, das begonnene Werk mit der Entschiedenheit und Begeisterung fortzusetzen, die der Jugend eigen ist. Auch uns trägt der Glaube, daß es würdiger ist, für die Gedanken großer Geister zu kämpfen als für die Interessen an Erzbecken und Kohlen gruben. Ueber alle Grenzen hinweg reichen wir aller fortschrittlich gefinnenden Jugend, die mit uns gemeinsam den Geist der Brüderlichkeit schaffen will, die Hand.

Die deutsche Jugend aber, die noch abseits steht, rufen wir auf, kleinliche trennende Zwistigkeiten auszuscheiden und sich mit uns zu vereinen, um verbunden mit der Jugend aller Länder die Welt von morgen zu gestalten.

Unterschriften

aller Verbände, die bereit sind, diese Antwort, die zugleich Aufruf an die Abseitsstehenden sein mag, zu unterzeichnen."

So sehr wir den Grundgedanken bejahten, durch internationale Jugendtreffen an einem besseren Verhältnis der Völker und einem stärkeren Friedenswillen mitzuarbeiten, so war es uns doch nicht möglich, die vorliegende Antwort durch unsere Namensunterschrift uns zu eigen zu machen. Wir antworteten darauf unterm 30. September 1926 der W. J. L. mit dem nachfolgenden Schreiben:

"Wir erhielten Euren Aufruf vom 20. September und haben mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen von den Schritten, die unternommen werden sollen, um eine Verständigung der Völker auf einer Verständigung der Jugend aufzubauen. Dieser Gedanke, durch internationale Jugendtreffen an einem besseren Verhältnis der Völker und einem stärkeren Friedenswillen mitzuarbeiten, findet unsere warme Zustimmung. Er liegt in der Richtung unserer Magdeburger Leitsätze, in denen wir uns bekennen zu einem Eintreten für „Volks- und Völkergemeinschaft im Geiste Jesu". So haben wir auch Beziehungen angeknüpft zu manchen holländischen Kreisen.

Es ist uns jedoch nicht möglich, Eure Antwort an die Jugend Großbritanniens, Hollands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu unterschreiben, da wir in den Sätzen „Junge Menschen, zwischen denen bisher ein willkürlich gezogener Grenzstrich wie eine unübersteigbare Mauer gestanden hat" und „daß es würdiger ist für die Gedanken großer Geister zu kämpfen als für die Interessen an Erzbecken und Kohlen gruben" eine Verkennung und Unterschätzung völkischer und wirtschaftlicher Wirklichkeiten erblicken. Es sind nicht „kleinliche trennende Zwistigkeiten", die uns verbieten, diesen Aufruf zu unterschreiben, sondern der ehrliche Wunsch zu einer Völkerverständigung zu kommen, ohne dadurch dem eigenen Volk und seiner Geschichte seinem Schicksal gegenüber ungerecht zu werden. Wir hoffen, von Euch weiteres zu hören.

Mit kameradschaftlichen Grüßen

Bund Deutscher Jugendvereine. Die Bundesleitung."

Wir haben auf diesen Brief keine weitere Antwort erhalten. Wohl aber haben unsere Bünde hin und her gehört, wir redeten wohl von Völkerverständigung, stünden aber abseits, wenn es gelte, an ihrer Verwirklichung praktisch mitzuarbeiten.

Es ist vielleicht ganz erwünscht, daß wir durch diese Veröffentlichung den Nachweis erbringen, daß wir solchen Vorwurf als völlig unbegründet weit von uns weisen dürfen.

Buch und Bild.

Für Instrumentalgruppen:

1. Klingend Spiel, allerlei Tanz- und Bläserstücklein, auch von Streichern auszuführen, zu vier Stimmen, herausgegeben von Fritz und Wilhelm Antoni. 1.50 Mk. Bärenreiter-Verlag, Augsburg.

2. Der Prager Spielmann, ein Sing- und Spielbüchlein von Walthor Henkel. 2.— Mk. 2. Auflage. Ebenda.

3. John Dowland, 8 Stücke für Streichmusik zu 8 Stimmen, herausgegeben von Walthor Pudelko. Ebenda.

4. Serenate, im Walde zu singen, von Martin Schlenker. 0.80 Mk. Ebenda.

5. Das Kochheimer Liederbuch, 1. Teil: die mehrstimmigen Sätze, herausgegeben von Konrad Ameln. 3.50 Mk. Ebenda.

6. W. A. Mozart, 12 Duette für zwei Melodieinstrumente. 1.25 Mk. Kallmayer, Wolfenbüttel.

7. Henry Purcell, Spielmusik, für kleines Streichorchester eingerichtet, von Hilmar Höpner. 1.50 Mk. Ebenda.

8. Deutsche Meister des ein- und zweistimmigen Lautenspiels, herausgegeben von Hans Dagobert Drüger. 2.50 Mk. Ebenda.

Zu 1. Herzhafte Weisen in prächtigen Sätzen, einfach in Form und Struktur, leicht spielbar, sehr ansprechend. Klar in Stimmführung und Harmonie. Gesunde Morgenluft gegenüber der Schwüle und Schwülstigkeit heutiger Erzeugnisse. — Zu 2. Besonders erwähnt seien die sechs geistlichen Abendreihen. Dazu die ländlichen Tänze, für Geigen und Bratschen gesetzt, und das Kreuzfahrlied: In Gottes Aemern fahren wir, in dreistimmigem Satz. — Zu 3. Im Gegensatz zu 1 und 2 mehr kunstmäßige Charakterstücke, doch durchaus einfach gehalten. Der Herausgeber stellt Dowland über Schein. Ob er recht hat? — Zu 4. Die Serenate zum Singen und zum Spielen mit Geigen, Cello und Bass, dazu Einzelstimmen und Gemischter Chor, die Worte von Matthias Claudius. — Zu 5. Das sind durchweg dreistimmige Sätze, Singstimme und Streicher, bisweilen auch Bläser. Eine Schule der Polyphonie, erschließen sich diese Sätze nur dem tiefen Hörenden. Für Reifere. — Zu 6. Da sollen auch die Anfänger zugreifen. Echte Musik bei größter Einfachheit und geringstem Aufgebot an Technik. — Zu 7. Für Geigen, Bratschen und Cello. Ursprünglich zu einem Schauspiel geschrieben, wollen diese Stücke in solchen Zusammenhang treten. Was

wird doch an Festabenden manchmal aneinander gereiht! Auf einen Reigen folgt ein unvermeidliches „Largo“. Es kommt nicht darauf an, daß Musik gemacht wird, sondern daß etwas Rechtes gespielt wird. An Material fehlt es nicht. — Zu 8. Leichte Stücke, die Freude machen wollen am Lautenspiel und dazu erziehen, die Laute auch als Melodieinstrument zu gebrauchen. Auch hier finden sich prächtige Tanzweisen, daneben auch Stücklein von Johann Sebastian.

Schriften des Neuland-Verlags, Hamburg: Harro Tienbeck, eine Erzählung von Franziskus Hänel, 80 Seiten, kartoniert. 1.25 Mk.; Dr. Reinhard Streder: Das Markotikum Alkohol im sozialen Organismus, 0.20 Mk.; Robert Theuermeister: Amtliche Fürsorge zur Abwehr des Alkoholismus, 10 S., 0.50 Mk., 100 Stück 24 Mk.; H. Dannmaier: Kind und Alkohol, 10 S., 0.50 Mk., 4. Aufl.; W. Gruenert: Trinkerfürsorge und Guttemplerorden, 10 S., 0.25 Mk.; Die Leute vom Möhlenhof, Erzählung aus dem nieder-sächsischen Bauernleben, von Harry Wolf, kart. 1.25 Mk.; Karl König: Alkohol und Erziehung, 0.60 Mk.

Bei Ferd. Hirt in Breslau, aus der Sammlung: Aus Märchen, Sage und Dichtung: Friedrich v. Schiller, Wallenstein I, Wallenstein II; Sebber: Mutter und Kind, je 1.25 Mk. In vorzüglichem Druck, guter Ausstattung und Verbilligung bieten sich diese Bände an für unsere Buchereien. Der Preis ist erstaunlich niedrig. J. E.

Jos. Weigert: Des Volkes Denken und Reden. Verlag Herder, Freiburg i. B. 108 S. Halbl., 3 Mk.

Das ist ein feines schlichtes Büchlein voll Freude und Kraft für alle die, die sich ein Herz und warmes Verstehen für unser Landvolk bewahrt haben. Gerade in unseren Tagen, wo man diesem Volk ein falsches Gewand übergeworfen hat, ist es für viele so schwer, seine reinen echten Züge darunter zu erkennen. Diese Kapitel über die besondere Geistesart des Landmenschen lehren uns, Wesentliches schauen und nun selber einmal dem Landvolk mit fragenden Augen gegenüberzutreten. Möchten sie auch in unserem Bunde in recht viele Hände kommen zur Erleuchtung und Förderung der Arbeit in den Landbänden, die uns ebenso auf die Seele gelegt sind wie die Jugend in den Städten. Klar.

Hans Joachim Moser: Die evangelische Kirchenmusik im volkstümlichen Ueberblick. 390 Seiten, geb. 3,50 RM. Derselbe: Musikalischer Zeitspiegel. 120 Seiten. 3,50 RM. Aus der Reihe der musikalischen Volksbücher im Verlag J. Engelhorn, Stuttgart.

In dem Maße, als wir erkennen, daß es unsere Aufgabe ist, wieder zu singen und das alte geistliche Lied und den alten Choral wieder lebendig werden zu lassen, als wir erkennen, daß singen, einstimmig sowohl als auch besonders im mehrstimmigen Satz, die einzig rechte und mögliche Form ist, in der Jugend, in der Gemeinde im Gottesdienst zu Worte kommen kann, gewinnt auch das Werden, Wachsen und Blühen des Choralen, gewinnt die Geschichte der evangelischen Kirchenmusik für uns ein ganz neues Interesse. So greifen wir zum feinen Büchlein des Heidelberger Universitätsprofessors. Wer weiß, welche Arbeit es ist, gelehrten Stoff lebendig und anschaulich darzustellen, zu formen und zu gestalten, der weiß die prächtigen Bilder, die hier vor das Auge treten, recht einzuschätzen: Hauptgottesdienst bei Martin Luther am Kantatesonntag 1520, Paul Gerhards Weihnachtsfrühmette, die Leipziger Karfreitagvesper 1729 mit der Uraufführung von Bachs Matthäuspassion, ein Gottesdienst unter Schleiermacher 1830, das sind die Bilder, in denen die Geschichte der Kirchenmusik lebendig wird. Sie sind nicht etwa liebenswürdig und harmlos zusammenphantasiert; auf Schritt und Tritt merkt man die historischen Belege. Im letzten Bild aber: Kirchenmusikongreß um 1920 wird das Büchlein zukunftsweisend. Und hier wird das Wollen der jungen Musikbewegung nicht nur verstanden, sondern in seiner Bedeutung gewertet und ihm seine große Aufgabe aufgezeigt. Das müssen unsere Musikgruppen lesen. Das zweite Büchlein zeigt, wie man zu den verschiedenen Zeiten Musik wertete und erlebte. Aus vielen Lebensbeschreibungen sind hier köstliche und wertvolle Worte über Musik zusammengetragen. J. E.

Im Verlag Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel ist erschienen:

1. Georg Abau: Bicinia Germanica. 2 RM. Nachdem wir vor kurzem erst das Erscheinen einer Auswahl von Weisen aus dieser Sammlung im Bärenreiterverlag begrüßen konnten, legt nun Kallmeyer sämtliche deutsche Zwiefelgänge der alten

Sammlung aus dem Jahre 1545 vor. Wir wiederholen kurz: kein Obrenschmaus, aber straffe Linienführung, aus sinnfälligen Notwendigkeiten; darum beste Einführung ins Verständnis polyphoner Sätze. Teils sehr einfach, teilweise auch schon recht „schwer“. Schade ist, daß die Notenwerte nicht geführt worden sind; das würde doch den Satz übersichtlicher und das Singen leichter machen.

2. Das fromme Lied, eine Flugblattreihe, herausgegeben von Friedrich v. Haugwitz, erschienen ist Blatt 1: „Kommt heiliger Geist“ (Komm, heiliger Geist, nun bitten wir (Häfler), Heuch ein zu deinen Toren, Schmückt das Fest mit Maien, Gott heiliger Geist, Du Tröster wert u. a.) und Blatt 2: „Neben uns und in uns Gott.“ Wie einst die alten fliegenden Blätter wollen sie das geistliche Lied hinaustragen ins Volk. Der Gedanke ist gut. Sollen aber die Blätter ihren Zweck erfüllen, müssen sie noch wesentlich billiger werden (jetzt 30 Pf.). Wir hoffen, daß künftig auch mehr alte Originalsätze Verwendung finden. Singgruppen und Kirchenchören, die wertvolles Liedgut pflegen wollen, tut sich hier eine gute Quelle auf.

3. Fritz Jöde: Die Kunst Bachs, dargestellt in seinen Inventionen, 220 S., brosch. 3, geb. 10 RM. Das ist kein Buch über Bach mit schönen Worten. Es ist durch und durch musikalisch sachlich und hat zum Gegenstand 5 Inventionen von Bach. Es spürt dem Leben in diesen Stücken nach in einer ganz neuen einzigartigen Weise. Was in kleineren Abhandlungen über Melodien und melodisches Geschehen in der „Musik am Anfang“ prädiert, das wird hier an Bachs Musik ausgebaut zu einer „Lehre vom fliegenden Leben“. Das Buch birgt Arbeit für uns auf Jahre. Möge die Musikbewegung nicht allzu schnell an ihm vorbeigehen, weil es nicht leicht ist und sachliche Arbeit verlangt. Es kann, wie kaum sonst ein Werk, zur Ebfurcht vor der Musik erziehen und zeigen, daß das Wesen dieser Musik nicht in Gemütsstimmungen, sondern in ihrem rein musikalischen Geschehen liegt, dem es hordend nachspürt. Das will keine Besprechung, sondern nur ein berzlicher Hinweis auf das Wert gewesen sein. Wir hoffen, darauf noch zurückzukommen. J. E.

Im Verlag Herder, Freiburg: Die kleine Herder, 1540 Seiten, leinengebunden, 30 RM., mit 50 000 Artikeln und 4000 Bildern, ein gutes, einbändiges Nachschlagewerk für den Laien.

Bibel- und Jugendführerschule.

In der Jugendarbeit ist das Verlangen nach biblisch ausgebildeten Kräften und der Ruf nach Führern immer stärker geworden. Eine große Zahl von Kirchengemeinden, wie auch andere Verbände bedürfen dringend der Hilfe solcher beruflich vorgebildeten Kräfte. Aus diesem Grunde will der Evangelische Verband für die weibliche Jugend Deutschlands zum 1. Oktober 1926 eine Bibel- und Jugendführerschule ins Leben rufen, die ihrem Berufsziel nach eine Führerschule und ihrer inneren Gestaltung nach eine Bibelschule ist. Das dreifache Ziel der Schule ist: 1. Ausbildung zu beruflicher Arbeit unter der Jugend (mit abschließendem Examen). 2. Biblische Schulung zum Zwecke persönlicher Fortbildung und Vertiefung unter Verzicht auf das Abschlussexamen (möglichst Teilnahme am Jahrestutorium, ev. verkürzter Vierteljahrestutorium möglich). 3. Innere Fortbildung für solche, die in Berufsarbeit stehen.

Die Leitung der Schule liegt in den Händen von Herrn Pastor D. Thiele unter Hauptmitarbeit von Fräulein Lic. Anna Paulsen. Die Unterrichtsfächer sind: Bibelfunde, Heilsgeschichte, Glaubens- und Sittenlehre, Kirchengeschichte (Konfessions- und Kirchenkunde), Missionsgeschichte. Diese zentralen Fächer werden ergänzt durch methodische, technische und praktische Ausbildung in Jugendpsychologie, Pädagogik, Einführung in die sozialen, gesetzlichen Vorschriften, Singen, Gymnastik. Besonderer Wert wird gelegt auf die methodische Anleitung für die Arbeit in Jugendvereinen und -kreisen.

Das Schuljahr beginnt am 1. Oktober. Lyzeumsabschluß oder gleichwertige Ergänzung andersartiger Vorbildung ist erforderlich. — Prospekte sind zu beziehen durch das Buchhardtshaus, Berlin-Dahlem, Friedbergstraße 27.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120, und das Hessische Landesamt für das Bildungswesen veranstalten die fünfte Reichsschulmusikwoche vom 11. bis 18. Oktober 1926 in Darmstadt. Neben Referaten bedeutender Schulmänner und Musikpädagogen über den Musikunterricht in der Volksschule wird auch das Verhältnis des Musiklehrers zum Chorgesangswesen und zur Kirchenmusik behandelt.

Die Schreibmaschine, Typ

Orga Privat

mit der ich seit 2 Jahren die Arbeit der Schriftleitung ohne jegliche Reparatur bewältigt habe, ist wegen Neuanschaffung abzugeben. Sie ist unter Brüdern 60 Mk. wert. Nachricht an die Schriftleitung.

■ ■ Preis dieses Doppelheftes 1.— Mk. ■ ■

Die Kirchengemeinde Lutherstadt Wittenberg sucht für sobald als möglich einen ordinationsfähigen, in Jugendarbeit erfahrenen und mit der Jugendbewegung vertrauten

Pfarramtskandidaten

zwecks Anstellung als Hilfsprediger mit dem Sonderauftrag für Jugendarbeit. Gehalt eines Hilfspredigers. Verpflichtung auf zwei Jahre. Bewerbungen mit Ausweisen über die bisherige Jugendarbeit an den Vorsitzenden des Gemeindeführungsrats P. Herrmann, Lutherstadt Wittenberg.

Die Treue

Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftl.: Pfarrer W. Kalbe, Sülzfeld, Post Senneberg (Thür.)
Verlag: Treue-Verlag Wülfingerode, Sollstedt
Druck: Druckerei Eduard Koether, Darmstadt, Bleichstraße
Postsekretat: Eduard Koether, Darmstadt, Frankfurt a. M. 1122

Wir empfehlen:

Wilhelm Stölten Goethe

Eine Einführung in sein Leben und Werk

156 Seiten / illustriert

Kart. 3.- / Leinen 4.50

Prof. Dr. Rud. Eucken, Jena schreibt:

..... Ich habe Ihren „Goethe“ sofort mit lebhafter Freude durchgelesen, und ich möchte Ihnen meine aufrichtige Anerkennung aussprechen. Es ist ganz vortrefflich, wie Sie den überströmenden Reichtum des Gegenstandes in einen knappen und klaren Rahmen und dadurch zu voller Wirkung bringen; ich möchte glauben, daß Ihre Darstellung besonders geeignet ist, das Wesentliche herauszuheben, das Nebenfächliche zurückzustellen, mit sicherem Urteil das Ganze anschaulich vorzuführen. So kann ich Ihnen nur herzlich zu der hervorragenden Leistung gratulieren und bestens dafür danken.

Heinz Kloppenburg Indienfahrt eines Wandervogels

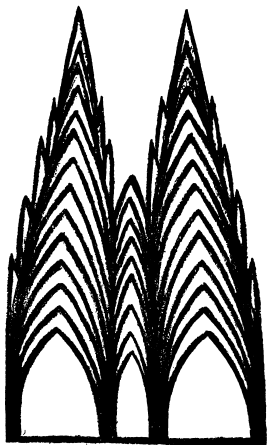
Bremen-Kalkutta

etwa 120 Seiten mit vielen Bildern

farbige Umschlagzeichnung

Preis Mark 1,75

**Treue-Verlag
Wülfingerode-Sollstedt**



Unser Bund

Alterenzeitschrift des Bundes Deutscher Jugendvereine

15. Jahr Gildhart/1926/Nebelung Nr. 10/11

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine E. V.
Bundesleitung: Pfarrer Gotthold Domdorf, Hamburg I, Alsterdor 1,
Thaliabof 4, Professor Dr. Wilhelm Stäblin, Münster i. W., Paulstr. 18.
Kanzlei: Wülfigerode bei Sollstedt. Postfachkonto: Berlin 111 10.

Anschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. A. (Baden).
Für Wert und Aufgabe: Professor Dr. Wilhelm Stäblin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt
und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 80 Pfg., vierteljährlich 1.80 Mt.
Dieses Doppelheft 1.— Mt.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und
Druckerei G. m. b. H., Jena, Postfachkonto Erfurt 2912.

Bei diesem Heft:

Beilage mit den Beschlüssen der Bundesversammlung.

Stellenvermittlung.

Die Bundeskanzlei hat eine Stellenvermittlung für Jugendpfleger, Diakone
und Gemeindepfleger eingerichtet. Alle Stellensuchenden mögen sich dorthin
wenden. Darüber hinaus aber werden alle Stellen, die solche Kräfte benötigen,
herzlich gebeten, mit der Stellenvermittlung in Verbindung zu treten. Alle
Bundesglieder müssen sich dafür verwenden, daß solche freie Stellen an die
Kanzlei gemeldet werden.

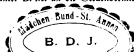
19jähriger Gärtner

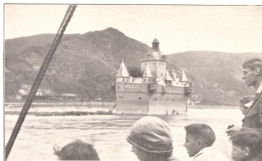
sucht Stellung in Anstalt oder Kinderheim als Gärtner und Helfer, wo ich mich
vielleicht auch als Erzieher ausbilden könnte. Bin schon $\frac{1}{2}$ Jahr in einer Anstalt.

Angebote an die Stellenvermittlung der Bundeskanzlei Wülfigerode bei Sollstedt.

24jähriger, elternloser Bader

gelernter Kaufmann, Auslandsdeutscher, mit Kenntnis der russischen und polnischen
Sprache sucht Stellung. Er möchte **Diakon** werden und wäre für eine Tätigkeit dieser
Art dankbar. Angebote unter B. M. an die Stellenvermittlung.





Auf nach Köln!

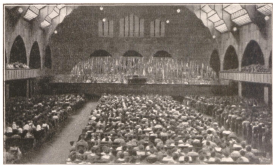
Von der Abreise-
fahrt der Badner
Pfalz bei Laub



Am Ausflug



Ein lieber
Augenblick an
Bord des „Prinz
Heinrich“



Bundesversammlung in der Messehalle



„Wie sie so sanft ruhn . . .“ (Zum Kapitel: Weibchen)